Wood

Wood

P.O. angl.
565 e 15 Wood

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

25371.

Drangſale einer Frau

Oder:

Die Halliburtons.

Fünfter Band.

Drangsale einer Frau

Oder:

Die Halliburtons.

Roman

von

Frau Henry Wood,

Verfasserin von „East Lynne", „Die Channings" ꝛc.

Aus dem Englischen von A. Kretzschmar.

Autorisirte Ausgabe.

Fünfter Band.

Universitäts-Bibliothek.

Leipzig,
Voigt & Günther.
1863.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Kapitel.

Ein Schmerzenslager.

„William, das ist mein Todesstreich!“

Henry Ashley war es, der diese Worte sprach. Vier Tage waren seit Herbert Dare's Freisprechung verflossen, und William Halliburton sah ihn seit diesem Ereigniß jetzt zum ersten Male. Sowohl geistig als körperlich befand Henry sich in einem äußerst schmerzhaften Zustande, und William's Mitleid ward dadurch, als er sich jetzt über das Lager seines Freundes neigte, auf das höchste gesteigert.

Wir haben bereits angedeutet, daß Helstonleigh in seiner Menschenfreundlichkeit in Bezug auf Anna Lynn die allerschlimmste Ansicht von der Sache faßte, welche davon gehegt werden konnte. Wäre sie mit einer lodernden Fackel herumgegangen und hätte alle Häuser in Brand gesteckt, so hätten die Bewohner keine größere Entrüstung an den Tag legen können. Jeder beschäftigte sich damit. Es war wie mit jenen anscheinend wohlverbürgten politischen Nachrichten, welche dann und wann per Telegraph ankommen

und die Börse von London oder Paris in einen Zustand blinden Glaubens versetzen. Niemand fiel es ein, an der Sache zu zweifeln, einer ward von dem Andern angesteckt, wie von einem Fieber. Wenn auch Samuel Lynn selbst die Sache im allerschlimmsten Lichte betrachtet und sich dadurch einen Schlaganfall zugezogen hatte, so war deswegen doch nur wenig Aussicht vorhanden, daß Andere die Sache von einer bessern Seite auffassen würden.

Henry Ashley ward dadurch seiner halben Lebenskraft beraubt und seine Worte waren im Grunde genommen nicht so übertrieben, wie sie klangen, als er rief:

„Das ist mein Todesstreich!“

„Nein, so schlimm ist es nicht“, antwortete William. „Ein Streich, ein schwerer Schlag ist es, das weiß ich — aber keiner, den Du nicht überleben könntest.“

„Warum besuchst Du mich nicht? Vier ganze Tage sind vergangen und Du bist mir nicht zu nahe gekommen.“

„Ich fürchtete eben, daß Du in den Zustand von Aufregung gerathen möchtest, in welchem ich Dich jetzt gleichwohl sehe“, entgegnete William offen. „Dein Vater sagte am Mittwoch zu mir: ‚Henry hat wieder einen seiner schlimmen Anfälle.‘ Ich wußte, das diesmal mehr Dein Geist leidend sein würde als Dein Körper, und hielt es daher für gerathen, Dich eine Weile in Ruhe zu lassen. Es gibt außer mir niemand, mit dem Du davon sprechen könntest.“

„Dann hat Dein Ausbleiben nicht die Wirkung gehabt, die Du davon hofftest. Mein Vater kam zu mir und zählte mir alles mit der größten Ausführlichkeit, in

Meinung, mir dadurch in meinen Körperſchmerzen eine augenblickliche Zerſtreuung zu bereiten, und ohne zu ahnen, daß jedes Wort für mein innerſtes Herz ein Dolchſtich war. Meine Mutter kam ebenfalls mit allerhand Neuigkeiten; Mary kam aus Neugier und wünſchte von mir die Mittheilungen zu hören, welche meine Mutter ihr nicht machen wollte. Mary kann von Anna nichts Schlimmes glauben; ſie hat zu ihr noch ebenſo großes Vertrauen, wie ich hatte. Wie ich hatte! O William! Sie war mein Lebensziel! Sie war meine ganze Zukunft — meine Welt — mein Himmel!"

„Ich bitte Dich, Freund, Deine Aufregung zu mäßigen, Du wirſt ſie durch vermehrte Schmerzen büßen müſſen", rief William beinahe in demſelben Tone, in welchem er zu einem widerſpenſtigen Kind geſprochen haben würde.

Er hätte aber ebenſo gut zu dem Winde ſprechen können.

Henry hörte nicht auf ihn und achtete nicht auf ihn. Er fuhr mit Geberden, die ebenſo aufgeregt waren als ſein Gemüth, fort:

„Ich bin nicht wie andere Menſchen. Ihr alle könnt hinaus in die Welt und Euren Freuden und Vergnügungen nachgehen. Ich bin hier eingeſperrt. Aber was kam weiter darauf an? Beneidete ich Euch? Gewiß nicht. Solange ich an Anna denken konnte, war ich glücklicher als Ihr."

„Wäre dieſes Ereigniß nicht geſchehen, ſo wäre Dir vielleicht von einer andern Seite her etwas Unangenehmes begegnet und das Reſultat am Ende daſſelbe geweſen."

„Und nun iſt es aus", fuhr Henry fort, ohne auf William's Bemerkung zu achten. „Es iſt aus und vorüber und ich — ich wollte, William, es wäre mit mir auch aus."

„Ich wollte, Du nähmeſt Vernunft an.“

„Predige mir doch keine Moral! Ihr thätigen Menſchen mit Euren vielfachen Lebenszwecken und Intereſſen wißt nicht, was es für einen, der ſo abgeſchloſſen von der Welt iſt wie ich, heißt, zu lieben. Ich ſage Dir, William, meine Liebe war buchſtäblich mein Leben, das Mark meines Lebens, mein Alles. Es iſt mir, als hätte ich ſeit jenem Ereigniß den Verſtand verloren.“

„Ich glaube, es iſt dies vielmehr jetzt der Fall“, entgegnete William, welcher meinte, es werde vielleicht nicht gerathen ſein, auf die Ideen des Kranken einzugehen.

„Das glaube ich auch“, lautete die ſehr unerfreuliche Antwort deſſelben. „Vier Tage lang habe ich alles in mich ſelbſt begraben müſſen. Nicht einmal des Nachts konnte ich meinem einſamen Pfühl meine Klage ſtammeln, denn man glaubte, ich hätte einen meiner ſchlimmen Anfälle, und poſtirte die alte Wärterin in das Nebenzimmer, deſſen Thür man offen ließ. Es gibt keinen Menſchen weiter als Dich, vor dem ich mich austoben kann, und Du mußt mich es thun laſſen, wenn Du nicht willſt, daß ich den Verſtand vollends ganz verliere. Ich hoffe, ich werde Euch allen nicht mehr lange zur Laſt fallen.“

William wußte nicht, was er ſagen ſollte. Er glaubte, es bliebe ihm jetzt in der That weiter nichts übrig, als den armen Unglücklichen austoben zu laſſen.

„Ich wünſchte aber“, ſagte er laut, die Richtung ſeiner eigenen Gedanken verfolgend, „daß Du ein wenig Vernunft annähmeſt.“

„Erlaube mir eine Frage. Haſt Du jemals einen ſolchen Schlag erfahren?“

„Nein, das allerdings nicht.“

„Nun, dann predige mir keine Moral, sage ich. Du verstehst mich nicht. Es war die ganze Freude, die ich auf Erden hatte.“

„Du mußt andere Freuden finden lernen, andere —“

„Der verächtliche Schurke!“ rief Henry und die Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn, wie sie auf Anna's Stirn getreten waren, als sie vor dem Richter stand, „der niederträchtige, feige Schurke! War sie nicht Samuel Lynn's Kind und die Freundin meiner Schwester? Welcher Dämon bewog die Geschworenen, ihn freizusprechen? Glaubten sie, der Strick sei für seinen Hals zu gut?“

„Es ward bewiesen, daß er an dem Mord unschuldig ist. Wenn er nur eine Spur von Gewissen hat —“

„Wie?“ unterbrach ihn Henry Ashley wild. „Er ein Gewissen? Ich weiß nicht, was Du träumst. Wird er in Helstonleigh bleiben?“

„Ich vermuthe es. Am Tage nach seiner Freisprechung nahm er ganz ruhig wieder seinen Platz in dem Bureau seines Vaters ein. Gegenwärtig ist er in London, aber nur zeitweilig.“

„Er nahm ruhig seinen Platz wieder ein? Was machte denn mittlerweile der Pöbel?“

Diese Frage ward so naiv und mit so zuversichtlicher Einfalt gethan, daß William sich eines Lächelns nicht enthalten konnte.

„Der Pöbel fürchtete sich vor der Polizei, glaube ich“, antwortete er. „Solange Herbert's Schicksal unentschieden war, haben sich die Dares abseits gehalten. Heute sagte

mir Cyrill, daß ſie nun, da Herbert's Unſchuld bewieſen ſei, ſich wieder herausmachen würden."

„Herausmachen? Was ſoll das heißen?"

„Das ſagte er nicht ausdrücklich. Wahrſcheinlich meinte er, daß ſie nun wieder ihre frühere glänzende Rolle zu ſpielen beabſichtigten. Herbert's nun außer Zweifel geſetzte Unſchuld —"

„Wenn Du dieſes Wort auf dieſen Menſchen anwendeſt, William, ſo biſt Du ebenſo verworfen als er."

William nahm Rückſicht auf Henry's geiſtige und körperliche Krankheit und fuhr, ohne auf dieſe Bemerkung etwas zu entgegnen, fort:

„Ich wende dieſes Wort in Bezug auf das Verbrechen an, deſſen er angeklagt war. Seine Freiſprechung hat ſeine Angehörigen bewogen, den Kopf wieder hochzutragen. Dennoch aber hat ihr Anſehen in der Geſellſchaft von Helſtonleigh bedeutend gelitten."

„Ihr Anſehen!" wiederholte Henry verächtlich. „In großem Anſehen haben ſie nie geſtanden. Beabſichtigt mein Vater, Cyrill in der Fabrik zu behalten?"

„Wenigſtens habe ich nichts vom Gegentheile gehört. Wenn er ihn behielt, während die Anklage noch über Herbert's Haupt ſchwebte, ſo wird er ihn nun, wo dieſe beſeitigt iſt, wahrſcheinlich auch nicht verſtoßen."

„Beſeitigt!" kreiſchte Henry. „Iſt, wenn auch eine Anklage gehoben iſt, nicht eine weit ſchlimmere an die Stelle der erſten getreten?"

„Wäre es aber wohl gerecht, die Sünden des einen Bruders an dem andern heimzuſuchen?"

„Ein ſchönes Brüderpaar!" rief Henry in dem unge-

ſtümen, ungeduldigen Tone, der ihm eigen war, wenn er von Schmerzen gefoltert ward. „Wie wird Samuel Lynn die Geſellſchaft Cyrill's in der Fabrik gefallen, wenn er wieder geſund wird?"

William ſchüttelte den Kopf. Dieſe Erwägungen waren nicht ſeine Sache, ſondern ſtanden lediglich in Mr. Aſhley's Ermeſſen.

„Hörteſt Du, was Anna als Zeugin ausſagte?" hob Henry nach einer Pauſe wieder an.

„Größtentheils."

„Erzähl' es mir."

„Nein, Henry, es würde Dir nichts nützen, es zu hören."

„Erzähl' es mir, ſag ich Dir", wiederholte Henry hartnäckig. „Dem Inhalte nach weiß ich es ſchon. Ich will es aber Wort für Wort wiſſen."

„Aber —"

Henry hob plötzlich die Hand und legte ſie mit warnender Geberde auf William's Mund.

William drehte ſich herum und erblickte Mary Aſhley.

„Führe ſie zurück in den Salon, William", flüſterte er. „Ich kann jetzt niemand mehr in meiner Nähe leiden als Dich. — Noch nicht, Mary", ſetzte er laut hinzu, indem er ſeine Schweſter mit der Hand zurückwinkte. „Jetzt noch nicht."

Mary blieb unentſchloſſen ſtehen. William ging auf ſie zu, legte ihre Hand in ſeinen Arm und führte ſie ohne weitere Umſtände aus dem Zimmer hinaus.

„Ich gehorche blos den mir ertheilten Befehlen, liebe Mary", ſagte er. „Henry trug mir auf, Dich in den Salon zurück zu geleiten."

„Wenn aber Henry Dich in ſeiner Nähe dulden kann, ſo braucht er mich auch nicht fortzuſchicken.“

„Du weißt ja, wie launenhaft und wunderlich er iſt, wenn er leidet.“

„Herrſcht nicht ein ganz beſonders gutes Vernehmen zwiſchen Dir und Henry?“ fragte ſie.

„Wir verſtehen einander allerdings vollkommen.“

„Nun, dann ſage mir: was fehlt ihm nur jetzt? Mama möchte ich nicht gern fragen, denn ſie würde glauben, ich bilde mir blos etwas ein; aber ich glaube wirklich bemerkt zu haben, daß Henry's Krankheit gegenwärtig mehr eine geiſtige als körperliche iſt.“

William gab keine Antwort.

„Und dennoch“, hob Mary wieder an, „wüßte ich nicht, was Henry Kummer oder Sorge verurſacht haben ſollte. Wie wäre auch ſo etwas überhaupt möglich? Er gehört ja nicht zu der Zahl derer, welche hinaus in die Welt gehen und mit den Widerwärtigkeiten derſelben zu kämpfen haben. — Du ſprichſt nicht“, ſetzte ſie, William anſehend, hinzu. „Willſt Du es mir nicht ſagen oder weißt Du es ſelbſt nicht?“

William ſenkte die Stimme und antwortete:

„Ich kann blos ſagen, daß, wenn wirklich etwas der Art, wie Du vermutheſt, der Fall ſein ſollte, Du gegen Henry am freundlichſten und rückſichtsvollſten handeln würdeſt, wenn Du ihn gar nicht merken ließeſt, daß Du ſo etwas glaubſt. Es wird dies ſogar der einzige Weg ſein, der Dir überhaupt möglich iſt. Verſchweige Deinen Argwohn ſowohl gegen ihn als gegen Andere. Bedenke ſeine außerordentliche Empfindlichkeit. Wenn er Grund zu haben glaubt,

ſeine Gefühle zu verbergen, ſo wäre es für ihn eine faſt tödtliche Qual, dieſelben durchſchaut zu ſehen."

„Ich glaube, Du genießeſt ſein ganzes Vertrauen", bemerkte Mary, indem ſie William anſah.

„Ja, ſo ziemlich", entgegnete er lächelnd.

„Nun, wenn er wirklich einen geheimen Kummer hat, wirſt Du Dich dann bemühen, ihn zu tröſten?"

„Soviel, als in meinen Kräften ſteht", antwortete William mit Nachdruck. Es war dabei jedoch für ihn nicht die mindeſte Nothwendigkeit vorhanden, Mary Aſhley's Hand, wie er jetzt that, zwiſchen die ſeinen zu faſſen und zu drücken, während er dieſe Worte ſprach, und ebenſo wenig hatte Mary nöthig, ſo roth zu werden, wie dies der Fall war, während ſie wieder in den Salon hineinging.

Der Leſer wird nun aber wünſchen, auch etwas von Anna Lynn zu hören.

Die arme Anna! Sie war den Schmähreden der Stadt anheimgefallen, ohne es im Grunde ſehr zu verdienen. Daß ſie aus dem Hauſe geſperrt worden, war ein unglücklicher Zufall, und die noch unglücklichere Folge hiervon war, daß ſie dies bei der öffentlichen Gerichtsverhandlung geſtehen mußte. Sie war allerdings, wie wir bekennen müſſen, kein Muſter von Herzensgüte; ſie hatte noch nicht jene Vollkommenheit erreicht, welche von Rechtswegen einen Platz in dem Heiligenkalender der Welt erwartet. Sie war tadelnswerth eitel; ſie machte es ſich zum Vergnügen, Patience zu peinigen, und ſie lief draußen auf dem Felde herum, während es für ſie weit beſſer geweſen wäre, zu Hauſe zu bleiben. Das Herumlaufen hatte Verſtellung und Lüge zur Folge gehabt, aber nichts Schlimmeres, und

Helstonleigh hätte deswegen sich nicht allzustreng aussprechen sollen.

Die nachtheiligen Wirkungen eines schlechten Rufes hatten sich niemals in auffälligerer Weise herausgestellt als hier. Als William seiner Freundin Anna gesagt hatte, Herbert sei kein guter Mensch und stehe in keinem guten Rufe, hatte er ihr die strengste Wahrheit gesagt.

Eben aus diesem Grunde war eine vertraute Bekanntschaft, wie unschuldig sie auch sein mochte, und wie unschuldig sie auch in der That war, durchaus nicht wünschenswerth, und eben aus diesem Grunde betrachtete Helstonleigh diesen Umgang durch eine von Vorurtheil getrübte Brille.

Wäre Anna, anstatt die halbe, die ganze Nacht, aber mit einem jungen Manne von besserem Rufe aus dem Hause geschlossen gewesen, so würde Helstonleigh sich nicht so außerordentlich mißfällig ausgesprochen haben.

Was Herbert Dare eigentlich verbrochen hatte, um in so schlechten Ruf zu kommen, ist uns unmöglich zu sagen. Vielleicht wußten die Leute es selbst nicht. Einige legten ihm dies, andere legten ihm jenes zur Last. Ueble Gerüchte werden beim Weiterverbreiten immer schlimmer. Man weiß, wie aus den zwei Katzen auf dem Dache durch den Mund der Fama sehr bald hundert gemacht wurden. Niemand ist so schwarz, wie man ihn malt, und auch mit Herbert Dare war es so; wenigstens war er in dem vorliegenden Falle — und dieser ist es, mit dem wir es zunächst zu thun haben — nicht so schwarz, als man ihn schilderte. Daß Anna herausgesperrt worden, war ihm so ärgerlich, als es nur irgend jemand sein konnte, und er that für sie,

was nach seiner Ansicht das Beste war, und half ihr in das Haus hinein. Das einzige wirklich Angemessene wäre freilich gewesen, Hester aus dem Schlafe zu pochen. Er hatte dies auch wirklich zu thun gewünscht, sich aber Anna's flehentlichen, von der Furcht eingegebenen Bitten gefügt.

Kein Mensch schien geneigt zu sein, ein nachsichtiges, menschenfreundliches Wort für ihn zu sprechen. Verdiente er wirklich keins? Wie leichtsinnig und tadelnswerth es auch von ihm gehandelt sein mochte, Anna zu jenen abendlichen Spaziergängen zu verleiten, so war doch sein späteres Verhalten ein nobles und männliches.

Mancher, der in weit besserem Rufe stand als Herbert Dare, wäre vielleicht sofort mit der Sprache herausgegangen und hätte sich auf Anna's Kosten gerechtfertigt.

Er that dies nicht. Er fürchtete, ihren unbescholtenen Namen zu beflecken, und war bemüht, denselben zu retten. Er ließ sich das Brandmal des Mörders aufdrücken, er schmachtete viele Wochen lang wie ein gemeiner Verbrecher im Gefängniß — alles, um Anna's guten Namen zu retten. Er war nahe daran, deswegen das Schaffot zu besteigen. Er hätte gleich bei dem Leichenschaugericht und in der Voruntersuchung Anna und Hester als Zeugen aufrufen lassen und sich dadurch von allem Verdacht reinigen können, aber er that es nicht. Solange noch Aussicht vorhanden war, daß seine Unschuld auf andere Weise ans Licht kommen würde, wollte er Anna nicht aufrufen lassen. Er nahm die öffentliche Schmach auf sich und ging ins Gefängniß, an der Hoffnung festhaltend, seine Unschuld auf eine andere Weise dargethan zu sehen.

Es lag in dieser Handlungsweise etwas Nobles und

Ritterliches, was das Publikum von Helſtonleigh nicht verſtand, weil es von Herbert Dare ausging, und niemand ließ ſich einfallen, es ihm zur Ehre anzurechnen. Man betrachtete vielmehr die Sache aus einem ganz andern Geſichtspunkte und ſprach ſich in den ſchonungsloſeſten Ausdrücken darüber aus. Alle ſchienen in dieſer Beziehung übereinzuſtimmen, und auch Samuel Lynn machte, wie es ſchien, hiervon keine Ausnahme.

Zweites Kapitel.

Ein Lichtstrahl.

Als Anna den ersten Schrecken und Schmerz überwunden hatte, ward sie mürrisch und unmuthig. Sie sah nicht ein, warum sie von aller Welt getadelt ward. Der Grund ihrer größten Unruhe und Verzweiflung war die Schande gewesen, bei der öffentlichen Gerichtsverhandlung erscheinen und vor dem versammelten Publikum ihre Aussage thun zu müssen.

Die Aufregung hierüber und die plötzliche, wie Hester ihr sagte, durch sie herbeigeführte Krankheit ihres Vaters hatten sie in einen Zustand von Zerknirschung versetzt, in welchem sie sich wiederholt den Tod wünschte.

Diese Stimmung ward jedoch, sowie die Tage vergingen, allmälig eine ruhigere und Anna begann sich wieder zu fassen.

Wenn andere Quäker kamen, um sich nach ihrem Vater zu erkundigen oder denselben zu besuchen, so versteckte sie sich allemal in ihr Zimmer, um nicht eine Strafpredigt über jene nächtlichen Promenaden hören zu müssen.

„Was iſt vorüber? Wo zu ſtehen?“ fragte der Quäker.

„In dem Stadthauſe, bei der Gerichtsverhandlung.“

„O, das iſt es nicht, weswegen die Leute Dir Vorwürfe machen, Anna. Es war dies allerdings nichts Angenehmes für Dich, aber es iſt an und für ſich kein Grund zu Tadel und Vorwürfen.“

Anna hob verwundert den Kopf empor.

„Was denn ſonſt?“ fragte ſie.

Er gab keine Antwort. Er ſchloß blos die Augen und ein tiefes Stöhnen drang aus den innerſten Tiefen ſeines Herzens. Anna fiel nun ein, daß er wohl an ihre frühere Bekanntſchaft mit Herbert Dare, an ihre heimlichen Spaziergänge im Zwielicht denken müſſe.

„O Vater, zürne mir nicht!“ bat ſie, während ihre Thränen aufs neue zu ſtrömen begannen. „Es war nichts Unrechtes dabei. Du hätteſt ſelbſt dabei ſein können und ich wollte auch, Du wäreſt dabei geweſen. Warum ſollteſt Du mir deswegen zürnen? Wenn ich dann und wann mit ihm draußen im Freien plauderte, ſo lag ſicherlich ebenſo wenig etwas Unrechtes darin, als wenn es in Aſhley's Hauſe geſchehen wäre.“

Es lag in dieſen einfachen Worten und in dem Tone Anna's etwas, wobei dem Quäker das Herz vor Freuden hüpfte. Hatte er aus einem Maulwurfshaufen einen Berg gemacht? Ganz gewiß war dies der Fall. Was er aber hierauf geſagt oder gethan, oder welche Frage er geſtellt haben würde, kann man nicht wiſſen, denn das Geſpräch zwiſchen Vater und Tochter ward durch einen Beſuch von William Halliburton unterbrochen.

Anna ſchlich ſich hinweg. William wünſchte dem Kran-

ken von Herzen Glück zu der ſichtbaren Beſſerung und beginnenden Geneſung.

Der Quäker murmelte einige halb unverſtändliche Worte, mit welchen er darauf hindeutete, daß er vielleicht nicht krank geworden wäre, wenn er nicht das Vorgefallene von einer ſchlimmern Seite betrachtet hätte, als es, wie er jetzt glaube, wirklich verdiente.

William bückte ſich über ihn. Aus ſeinem Auge ſtrahlte ein freudiger Blick und ſeine leiſe Stimme hatte einen frohen Klang.

„Meine Mutter hat dies heute auch zu Patience geſagt. Sie iſt jetzt überzeugt, daß Anna's Vergehen viel zu hart beurtheilt worden iſt. Allerdings war es thöricht von ihr, ſich heimlich fortzuſchleichen, aber das Herausſchließen hätte auch einer jeden Andern begegnen können. Dies ſagte mir meine Mutter vor kaum einer halben Stunde. Sie hat während der letztvergangenen Tage häufig mit Anna geſprochen und iſt dabei zu dieſer Ueberzeugung gelangt. Sie ärgert ſich jetzt darüber, daß ſie früher ebenſo lieblos geurtheilt hat wie das Publikum.“

„Alſo“, rief Samuel Lynn, „das Publikum urtheilt wirklich lieblos? Ich dachte mir es wohl.“

„Es wird ſchon eine andere Anſicht gewinnen“, antwortete William. „Das ſteht außer allem Zweifel.“

Der Quäker hob ſeine ſchwache Hand und legte ſie auf die William's.

„Die Aſhleys“, fragte er dann, „haben auch dieſe ſich tadelnd ausgeſprochen?“

„Ich fürchte es allerdings“, war die einzige Antwort, welche William der ſtrengen Wahrheit gemäß geben konnte.

„Dann gehe zu ihnen, William. Gehe zu ihnen und kläre sie auf.“

William stand schon im Begriff zu gehen, denn er war für diesen Abend zu den Ashleys eingeladen. Die Besuche bei Henry Ashley, die Abendgesellschaften bei Easts und seine eigenen Studien, die er auch nicht ganz vernachlässigen wollte, nahmen William's Abende fast vollständig in Anspruch. Er hatte jetzt auf Mr. Ashley's Befehl den Posten des Quäkers in der Fabrik übernommen und war sonach nächst dem Principal der erste Geschäftsführer. Cyrill knirschte darüber mit den Zähnen; er betrachtete es als eine Zurücksetzung seiner eigenen Person, konnte es aber nicht ändern.

William traf Mr. Ashley mit seiner Gemahlin allein. Mary war ausgegangen. Er nahm auf einige Minuten Platz, sprach von Anna und erhob sich dann, um in Henry's Zimmer zu gehen.

„Wie befindet er sich heute Abend?“ fragte er.

„Durchaus nicht gut“, antwortete Mr. Ashley. „William, Du besitzest große Macht über ihn. Ich wollte, Du könntest ihn überreden, seiner übeln Laune weniger Raum zu geben. Er ist, soweit wir es beurtheilen können, nicht so krank, daß er sein Zimmer zu hüten brauchte, aber gleichwohl sind wir nicht im Stande, ihn zum Ausgehen zu bewegen.“

Henry war in einer seiner unglücklichen Gemüthsstimmungen und außerordentlich muthlos und reizbar.

„Na, kommst Du endlich!“ rief er William, als dieser eintrat, entgegen. „Ich würde mich schämen, einen kranken Freund so zu vernachlässigen, wie Du mich vernachlässigst.

Wäre ich gesund und kräftig und Du krank, so würdest Du finden, daß ich anders handelte."

„Ich weiß wohl, daß ich ein wenig spät komme", gab William zu. „Samuel Lynn nahm einen kleinen Theil meiner Zeit in Anspruch, und dann habe ich auch einige Minuten in dem Salon gesessen."

„Natürlich", entgegnete Henry in bitterem Tone. „Alle kommen eher daran als ich."

„Mit Samuel geht es wieder um vieles besser", fuhr William fort. „Er ist jetzt wieder bei Besinnung."

Henry nahm diese Mittheilung sehr gleichgültig auf und gab keine Antwort. Er hatte jetzt heftige Schmerzen in seiner kranken Hüfte.

„Und was macht Anna?" fragte er nach einer Weile. „Aengstigt sie sich vor Scham und Reue zu Tode?"

„Nein, dies nicht. Sie befindet sich ganz wohl. Was die Scham betrifft, so glaube ich nicht, daß sie deren viel empfunden hat."

„Nein, nein, Du wirst es sehen, sie schämt und grämt sich zu Tode. Na, je eher dies geschieht, desto besser wird es für sie sein, möchte ich sagen."

William setzte sich auf den Rand des Sophas, auf welchem Henry lag.

„Henry", sagte er, „wenn ich glaubte, es wäre räthlich, so würde ich Dich über einen Punkt aufklären. Du geräthst aber über alles in so große Aufregung, daß es gefährlich ist, zu sprechen."

„Sage, was Du zu sagen hast. Ich bin auf alles gefaßt. Sage mir, wenn Du Lust hast, das Haus brenne und man müsse, um mich nicht in den Flammen umkommen

zu laſſen, mich zum Fenſter hinauswerfen. Es würde keinen Eindruck auf mich machen. Mit Anna Lynn ſind auch meine Anwandlungen von Aufregung verſchwunden."

„Das, was ich Dir mitzutheilen habe, bezieht ſich auf Anna."

„Was thut das? Für mich exiſtirt ſie nicht mehr."

„Helſtonleigh hat nach ſeiner gewohnten Weiſe, übereilte Schlüſſe zu ziehen, diesmal einen ſehr irrigen gezogen", fuhr William fort. „Es iſt durchaus kein Grund vorhanden, Anna ſtreng zu tadeln."

„Iſt das Thatſache?" fragte Henry nach einer Pauſe.

„Es läßt ſich nicht im mindeſten bezweifeln."

Henry hörte dieſe Antwort gleichmüthig, ja faſt mit Apathie an. Er wendete ſich auf die andere Seite herum, zog die Bettdecke über ſich hinweg und wiederholte die kurz vorher geſprochenen Worte:

„Für mich exiſtirt ſie nicht mehr."

Drittes Kapitel.

Die Niederlage des Polizeisergeanten.

Samuel Lynn's Befinden beſſerte ſich immer mehr und Mr. Aſhley machte ihm in ſeiner rückſichtsvollen Herzensgüte den Vorſchlag, einige Monate in Frankreich in der Umgegend von Annonay zuzubringen, dort den Ledermarkt zu überwachen und nach Gelegenheit paſſende Einkäufe zu machen. Anna und Patience ſollten ihn begleiten.

Anna war von dem klatſchſüchtigen Publikum Helſtonleighs gewiſſermaßen wieder zu Gnaden angenommen worden. Sie hatte dies hauptſächlich der muthigen Vertheidigung Herbert's zu verdanken. Dieſer benahm ſich überhaupt in dieſer Angelegenheit ſehr gut, und die Gerechtigkeit verlangt, dies zu ſagen.

Nach ſeiner Rückkehr von London, wohin er bald nach ſeiner Freiſprechung auf einige Wochen gegangen war, fand er, wie menſchenfreundlich Helſtonleigh gegen die arme Anna Lynn gehandelt hatte. Er gab darüber die größte Entrüſtung zu erkennen und ſagte, ihn ſelbſt möge man

für ſo ſchlecht halten, als man wolle, in Bezug auf Anna aber die Zungen ein wenig im Zaume halten.

Einige der ärgſten Klatſchmäuler mochten auch einſehen, daß ſie ſich übereilt, und ſchwiegen. Andere zogen es natürlich vor, immer noch zu zweifeln, und die Meinungen blieben daher getheilt.

Der Umſtand, daß Mr. Aſhley den Quäker als Lebereinkäufer auf unbeſtimmte Zeit nach Frankreich ſchickte, gab übrigens wieder Stoff zu allerhand Gerede.

„Dieſer Aſhley muß doch ein famoſes Geſchäft haben, daß er dieſen Aufwand beſtreiten kann", murrten einige der neidiſchen Fabrikanten.

Sie hatten recht; Mr. Aſhley hatte wirklich ein famoſes Geſchäft. Hätte er aber auch keins gehabt, ſo würde er Samuel Lynn doch mit dieſer Miſſion beauftragt haben. Von Thomas Aſhley's rückſichtsvoller Herzensgüte hatte Helſtonleigh freilich keinen Begriff.

Die Reiſe war feſt beſchloſſen und Samuel Lynn hatte Gelegenheit, ſein Haus mit ſämmtlichen Möbeln auf die Dauer ſeiner Abweſenheit an einen Glaubensgenoſſen zu vermiethen.

Ehe aber Mr. Lynn und ſeine Familie aufbrachen, ſollte Helſtonleigh in Herbert Dare's Perſon noch einen anderweiten Verluſt erleiden.

Herbert gelang es nämlich, ebenfalls mit einer Miſſion ins Ausland beauftragt zu werden, und er verließ Helſtonleigh in ziemlich unerwarteter Weiſe.

Ein Freund von ihm, der in Holland lebte und mit dem er häufig Briefe wechſelte, ſchrieb ihm, daß ſich jetzt für ihn Gelegenheit böte, in ein Handelshaus zu Rotter-

dam als engliſcher Correſpondent einzutreten. Dieſes Anerbieten war die Folge eines von Herbert ausgeſprochenen Winkes oder vielmehr Wunſches, daß es ihm angenehm ſein würde, ein paar Jahre im Ausland verleben zu können.

Wenn er ſich den ihm zu übertragenden Arbeiten gewachſen erweiſe, ſchrieb der Freund, ſo werde man ihm ein gutes Salair zahlen und dieſes bei längerem Verbleiben auf ſeinem Poſten in angemeſſener Weiſe erhöhen.

Herbert ſchrieb ſofort wieder, daß er das Anerbieten annehme, und ſagte dann erſt ſeinem Vater, was er gethan.

„Du willſt als engliſcher Correſpondent nach Rotterdam gehen?“ rief Mr. Dare, der kaum ſeinen Ohren traute. „Du willſt auf einem kaufmänniſchen Comptoir arbeiten?“

„Was ſoll ich ſonſt thun?“ fragte Herbert. „Seitdem ich dort heraus bin —“ hier zeigte er mit dem Finger in der Richtung des Bezirksgefängniſſes — „ſtürmt man von allen Seiten mit Schuldforderungen auf mich ein. Ich habe nicht blos viel für meine eigene, ſondern auch für Rechnung des armen Anthony zu bezahlen. Die Leute wollen nicht länger warten, und ich verſpüre durchaus keine Luſt, auch die Bekanntſchaft der Schuldnerabtheilung des Gefängniſſes zu machen.“

Vater und Sohn ſtanden während dieſes Geſprächs in dem vorderſten Zimmer des Bureaus. Mr. Dare's Praxis ſchien bedeutend abzunehmen und es gab bei weitem nicht mehr vollauf zu thun. Von den beiden Schreibern, die man jetzt noch hielt, hatte der eine frei, der andere war ausgegangen. Die Leute wurden gewiſſermaßen mißtrauiſch gegen die Dares.

Der Anwalt lehnte in der Ecke des Fenſters, blickte, mit den Händen in den Taſchen, die Vorübergehenden, und der Ausdruck ſeines Geſichts verrieth Unruhe und Zerſtreutheit.

„Du ſagſt, Du könnteſt mir einmal nicht heraushelfen, Papa", fuhr Herbert fort.

„Das kann ich auch wirklich nicht und Du weißt es ſelbſt", entgegnete Mr. Dare. „Ich ſtecke jetzt ſelbſt zu tief in Geldnoth. Bedenke, welche Summe ich für Dich an Gerichtskoſten bezahlen muß, und daß ich ſchon vorher tief genug darin ſtak. Ich kann Dir nicht helfen."

„Auch ſcheint es mir, als ob Du ſelbſt wünſchteſt, daß ich von hier fortgehe."

„Das habe ich nicht geſagt", antwortete Mr. Dare kurz.

„Du ſagteſt aber doch neulich, meine Gegenwart in dem Bureau ſei es, was die Clienten verſcheuche."

Mr. Dare konnte dies nicht leugnen. Er hatte es wirklich geſagt.

„Ich wüßte allerdings nicht, was ſonſt die Clienten abhalten könnte, zu mir zu kommen", entgegnete er. „Seit Deiner Freiſprechung ſind ihrer kaum ein Dutzend dageweſen."

„Es iſt jetzt einmal die ſchlaffe Zeit des Jahres."

„Wenn auch", entgegnete Mr. Dare kurz. „So ſchlaff ſie auch ſein mag, ſo gibt es doch immer zu thun, aber die Leute gehen mit ihren Aufträgen wo anders hin, ſelbſt die, welche ſeit Jahren blos zu uns gekommen ſind. Der Grund davon, Herbert, iſt kein anderer, als daß Du ſeit dem Tage der öffentlichen Gerichtsverhandlung bei der Stadt in ſchlechten Geruch gekommen biſt. Dies läßt ſich

nicht verhehlen. Obſchon Du von dem Morde freigeſprochen biſt, ſo legt man Dir doch nun eine Menge anderer Dinge zur Laſt, unter andern den Schlaganfall des Quäkers Lynn."

„Welche Abgeſchmacktheit!" rief Herbert.

„Und dies macht die Leute abgeneigt, zu uns zu kommen", fuhr Mr. Dare fort. „Ich glaube, ſolange Du in meinem Bureau bleibſt, wird es auch nicht beſſer."

„Nun, ich meinte ja ſchon, daß Du dies mir eben zu verſtehen gegeben hätteſt", ſagte Herbert. „Ich glaubte daher, es wäre beſſer, wenn ich ginge. Pattiſon ſchreibt mir, er könne mir dieſen Platz verſchaffen, und ich hätte Luſt, einen Verſuch zu machen."

„Ich kann mir nicht gut denken, daß Du wirklich Luſt haſt, Kaufmannsdiener zu werden", entgegnete Mr. Dare mit Nachdruck.

„Noch viel weniger aber habe ich Luſt, mich wegen Schulden hier feſtnehmen zu laſſen", antwortete Herbert etwas unhöflich. „Es iſt zu Hauſe, und beſonders in dieſem Bureau, jetzt nicht ſo angenehm, daß ich mich nur mit Schmerzen davon trennen könnte. Du biſt auch anders geworden, Papa, und es vergehen oft viele Tage, ohne daß ich ein freundliches Wort von Dir zu hören bekomme."

Mr. Dare fühlte, daß er gegen ſeinen Sohn wirklich anders geworden war. Als er nämlich fand, daß Herbert ſich gleich von Anfang an von der furchtbaren Anklage des Brudermords hätte reinigen können, anſtatt den Schimpf ſo lange auf ſich ſelbſt und ſeiner Familie ruhen zu laſſen, war er in großen Zorn gerathen. Seine

Gattin und die ganze Familie ſtimmten in dieſer Beziehung mit ihm überein, und Herbert mußte dies fühlen.

„Was die Freundlichkeit betrifft, Herbert, ſo muß ich erſt noch die Bitterkeit überwinden, welche Deine Handlungsweiſe in mir erweckt hat. Es war ſehr unrecht von Dir, daß Du die Sache bis zur öffentlichen Verhandlung kommen ließeſt. Wenn Du auch für Deine Perſon Dir nichts daraus machteſt, unter der Anklage eines ſolchen Verbrechens zu ſtehen, ſo hatteſt Du doch nicht das Recht, Deine Familie in Schande und Geldkoſten zu bringen."

„Wenn ich das Unglück hätte, noch einmal in dieſe Lage zu kommen, ſo würde ich allerdings anders handeln", gab Herbert zu. „Damals aber glaubte ich, es ſei ſo am beſten."

„Welch eine Idee!" rief Mr. Dare ärgerlich.

„Mit einem Worte", fuhr Herbert fort, „ich glaube, es iſt am beſten, wenn ich gehe. Vielleicht ereignet ſich hier dies oder jenes, was die Sache wieder ins Gleiche bringt, und ich kann dann wiederkommen, wenn ich nicht vielleicht eine beſſere Exiſtenz im Auslande finde. Ich glaube, es wird mir dort gefallen."

„Nun gut", ſagte Mr. Dare, nachdem er einige Augenblicke geſchwiegen. „Es iſt vielleicht zum Beſten. Auf alle Fälle gerathen hier alle dieſe unerfreulichen Geſchichten einigermaßen in Vergeſſenheit. Wenn es Dir dort nicht gefällt, ſo kannſt Du ja wiederkommen."

„Ich komme ganz gewiß nicht eher wieder, als bis ich mich meiner Verbindlichkeiten hier entledigen kann", entgegnete Herbert. „Du mußt mir aber die Mittel zur Reiſe verſchaffen, Papa."

„Wieviel brauchſt Du?" fragte Mr. Dare.

„Fünfzig Pfund.“

„So viel kann ich Dir nicht geben, Herbert.“

„Aber ich brauche es, wenn ich abreiſen ſoll“, entgegnete Herbert feſt. „Zwei oder drei Bagatellſchulden muß ich erſt abmachen, ehe ich gehe, und mit ganz leeren Taſchen kann ich die Reiſe nicht antreten. Fünfzig Pfund ſind keine ſo große Summe, Papa, wenn es gilt, mich loszuwerden.“

Der alte Anthony Dare runzelte verlegen die Stirn. Er war ſelbſt der Meinung, daß er das Geld ſchaffen müſſe, obſchon er nicht im mindeſten wußte, wie es geſchehen ſollte.

Nachdem dieſe Angelegenheit beſprochen war, nahm Herbert ſeinen Hut und verließ das Bureau.

Der erſte Gegenſtand, auf den ſeine Augen draußen fielen, war der Polizeiſergeant Delves. Dieſer würdige Officiant hatte, während er durch die Stadt wandelte, Mr. Dare's Bureau gerade gegenüber Poſto gefaßt und betrachtete das Haus wie in tiefe Gedanken verſunken.

Er befand ſich in Bezug auf die Ermordung Anthony Dare's in einem Zuſtande gänzlicher Rathloſigkeit. Er hatte, wie er ſich vorgenommen, keine Zeit verloren, Karoline Maſon ſcharf ins Auge zu faſſen, und die Folge davon für ihn war eine entſchiedene Niederlage geweſen. Ohne offenes Einſchreiten von ſeiten der Polizei, ohne Karoline ſelbſt merken zu laſſen, daß man Verdacht gegen ſie hatte, wußte der Polizeiſergeant ſich volle Kenntniß von allen ihren Tritten und Schritten in jener Nacht zu verſchaffen. Das Reſultat hiervon war der Beweis, daß ſie von allem Verdacht frei bleiben müſſe, und der würdige Beamte wußte nun wiederum nicht, woran er ſich halten ſollte.

Herbert ging über die Straße hinüber auf ihn zu.

„Wonach schauen Sie, Delves?“ fragte er ihn.

„Ich schaue nach nichts Besonderem“, antwortete der Gefragte. „Als ich Ihres Bureaus ansichtig wurde, dachte ich ganz natürlich wieder an jene unglückliche Geschichte. In meinem ganzen Leben habe ich alle meine Bemühungen nicht so vollständig scheitern sehen.“

„Ja, ich möchte auch wissen, wer der eigentliche Thäter gewesen ist“, bemerkte Herbert. „Ich denke sehr oft darüber nach.“

„In meinem ganzen Leben habe ich meine Bemühungen nicht so scheitern sehen“, wiederholte der Polizeisergeant, als ob seine Worte nicht unterbrochen worden wären. „Ich hätte damals darauf schwören wollen, der Mörder sei im Hause und habe dasselbe noch nicht verlassen. Und dennoch —“

„Sie würden darauf geschworen haben, daß ich es gewesen sei“, unterbrach ihn Herbert wieder.

„Ja, das gebe ich zu. Sie waren aber hauptsächlich selbst schuld daran, Mr. Herbert, weil Sie nicht sagen wollten, wo sie in jener Nacht gewesen seien. Als Sie gerechtfertigt dastanden, fiel mein Verdacht auf jenes Mädchen, aber ich überzeugte mich, daß auch sie nicht die Thäterin sein könne.“

„Was für ein Mädchen?“ frug Herbert.

„Nun die in Honey-Fair, die ehemalige Geliebte ihres Bruders Anthony. Aber sie ist es auch nicht gewesen — davon habe ich mich überzeugt. Charlotte East hatte sie an diesem Abend in ihrer Wohnung bis zwölf Uhr und dann ging sie nach Hause in ihre Dachstube. Charlotte bemüht sich, sie wieder auf bessere Wege zu bringen.

Somit sehe ich mich auch nach dieser Seite hin getäuscht und gestehe, daß ich nun nicht mehr weiß, auf wen ich Verdacht werfen soll."

„Ein Mädchen in Verdacht haben, ist überhaupt lächerlich", bemerkte Herbert Dare. „Kein Mädchen würde den Muth oder auch die Kraft besitzen, eine solche That zu vollbringen."

„Sie kennen die Weiber nicht so, wie wir von der Polizei sie kennen", sagte der Sergeant, mit den Augen blinzelnd. „Vor nur wenigen Tagen erst fragte ich Ihren Vater, ob er von seinen Dienstleuten fest überzeugt sei, daß keiner davon die Hand im Spiele gehabt —"

„Von unsern Dienstleuten?" unterbrach ihn Herbert überrascht. „Welch eine Idee!"

„Nun, sehen Sie, ich bin wieder zu meiner anfänglichen Meinung zurückgekehrt, nämlich daß der Thäter durchaus im Hause gewesen sein müsse", entgegnete der Polizeisergeant. „Dennoch scheint es nicht, als ob auf die Dienstleute etwas zu bringen wäre. Ich weiß nicht, was ich denken soll."

„Aber warum glauben Sie denn so hartnäckig, es müsse jemand im Hause der Thäter gewesen sein?" fragte Herbert Dare immer noch erstaunt.

„Weil ich es glaubte", war die Antwort. „Wir von der Polizei sehen und bemerken vieles, was für Andere so gut wie gar nicht vorhanden ist. Ich machte damals allerlei Wahrnehmungen, die mich diesen Schluß ziehen ließen, und ich bleibe auch jetzt noch dabei."

„Es ist aber geradezu eine Unmöglichkeit, daß ein Bewohner des Hauses der Thäter gewesen sein kann", ent-

gegnete Herbert. „Sie sind alle über jeden Verdacht erhaben."

„Wer glauben Sie denn, daß es gewesen sei?" fragte der Polizeisergeant abgebrochen, beinahe, als ob er Herbert zu überrumpeln und zu einer unvorsichtigen Antwort zu veranlassen wünsche.

Herbert aber wußte ihm nichts zu sagen, denn er hatte gegen niemand Verdacht.

„Wenn ich glaubte, daß der oder jener der Thäter sei oder sein könne, so würde ich zu Ihnen kommen und es sagen, ohne daß Sie mich erst zu fragen brauchten", entgegnete er. „Ich tappe ebenso im Dunkeln wie Sie. Anthony kann sich durch seine Schulden, seine stolze Gemüthsart und andere Dinge kleine Feinde in der Stadt gemacht haben, aber ganz gewiß keinen so schrecklichen, daß derselbe im Stande gewesen wäre, ihn umzubringen. Ich wollte, ich sähe Anlaß zu einem gegründeten Verdacht", setzte er mit Bewegung hinzu. „Meinen rechten Arm", fuhr er, denselben ausstreckend fort, „gäbe ich darum, wenn ich das Räthsel lösen könnte, sowohl um meinet-, als um meines todten Bruders willen."

„Wohlan, ich kann weiter nichts sagen, als daß meine Niederlage eine vollständige ist", schloß der Sergeant.

Mittlerweile besserte es sich mit Henry Ashley ein wenig. Er war in einen Zustand gänzlicher Abspannung verfallen. Die geistige Qual hatte auf seinen Körper eingewirkt und seine physische Schwäche war ohne Zweifel groß, aber er machte keine Anstrengung, sich daraus aufzurütteln. Stundenlang lag er mit halbgeschlossenen Augen da, ohne von jemand Notiz zu nehmen.

Die Aerzte ſagten, es ſei ihnen noch nie ſo etwas vorgekommen, und Mr. und Miſtreß Aſhley fingen an, unruhig und beſorgt zu werden.

Der Einzige, der ihm Vorſtellungen machen konnte, war William Halliburton, denn nur dieſer beſaß den Schlüſſel zu dem Geheimniß.

William's Macht über Henry war ſehr groß, größer als ſelbſt die des Vaters. Allerdings ließ Henry auch William gegenüber ſeiner Zunge die Zügel ſchießen und ſagte ihm allerhand herausfordernde und anzügliche Dinge, wie er gegen alle Andern zu thun pflegte. Es barg ſich aber dahinter nur die tiefe Zuneigung und die unverbrüchliche Freundſchaft, welche ſein Herz für William hegte.

„Laß mich! laß mich!“ ſagte er eines Tages zu William, als dieſer ihn abermals ermahnte, ſich aus ſeiner Apathie aufzurütteln. „Ich habe Dir ſchon geſagt, mein Leben iſt für mich nun ebenſo verloren wie ſie.“

„Das iſt ja aber durchaus nicht der Fall“, entgegnete William. „Dein Leben iſt noch ebenſo in Dir, wie es von je geweſen, und es iſt Deine Pflicht, Gebrauch davon zu machen, es zu nützen und nicht zu vergeuden, wie Du jetzt thuſt.“

„Das kann Dich weiter nicht intereſſiren“, antwortete der Kranke kurz.

„O, es intereſſirt mich gar ſehr. Es thut mir leid, zu ſehen, wie Du Deinen Schmerz feſt in die Arme ſchließeſt, anſtatt ihn abzuſchütteln; es ärgert mich, daß ein junger Mann ſeine Tage auf dieſe Weiſe begräbt. Es iſt ein Unglück, daß niemand weiter als ich Kenntniß von dieſer Sache hat.“

„Glaubst Du wirklich?“ rief Henry. „Du bist ein leidiger Tröster, in der That!“

„Und dennoch ist es so, wie ich sage. Hätte Deine Umgebung Kenntniß von Deinem Geheimniß, so würdest Du Dich schämen, hier zu liegen und Dich wegen eines unklugen, einfältigen Mädchens abzuhärmen.“

Aus Henry's sonst so mildem, dunklem Auge zuckte ein zorniger Blitz.

„Nimm Dich in Acht, lieber Freund!“ rief er. „Ich kann viel vertragen, manches aber doch nicht.“

„Wegen eines unklugen, einfältigen Mädchens, welches sich keinen Strohhalm um Dich kümmert und dessen abenteuerliche, übelangebrachte Zuneigung einem Andern gehört!“ wiederholte William mit Nachdruck. „Kann man sich wohl eine größere Verblendung denken?“

„Nimm Dich in Acht, sage ich Dir!“ rief Henry. „Mit welchem Rechte sagst Du mir diese Dinge?“

„Ich sage sie zu Deinem Besten und will, daß Du sie fühlst. Wenn das Messer des Arztes eine Wunde sondirt, so zuckt und stöhnt der Patient, aber es geschieht, um ihn zu heilen.“

„Du entwickelst bedeutende Beredtsamkeit“, entgegnete Henry sarkastisch. „Es ist schade, daß Du nicht Jurist geworden bist, Du könntest den Ruhm verdunkeln, den Dein Bruder Frank einmal auf diesem Wege zu erwerben hofft.“

„Beantworte mir eine einzige einfache Frage, Henry. Hoffst Du immer noch auf Anna Lynn? Glaubst Du immer noch, daß sie Dein Weib werden könne?“

Vor Wuth laut aufkreischend ergriff Henry einen seiner Pantoffel und schleuderte ihn nach William's Kopfe.

„Was ſoll das heißen?“ fragte William ruhig, nachdem er dem Wurf durch eine geſchickte Bewegung ausgewichen war.

„Wie kannſt Du Dich unterſtehen, auf ſo etwas hinzudeuten? Ich habe Dir ſchon geſagt, daß es gewiſſe Dinge gibt, die ich nicht ertragen kann. Wie könnte ein Mädchen, welches in einer ſo ſchmachvollen Geſchichte figurirt hat, das Weib eines Aſhley werden? Und wenn ich und ſie nur noch ganz allein auf der Erde und alle übrigen Menſchen geſtorben wären, ſo würde ich ſie dennoch nicht heirathen.“

„Ganz recht. Ich habe Dich richtig beurtheilt. Wenn dem aber ſo iſt, was kann es Dir dann nützen, hier zu liegen und an ſie zu denken?“

„Ich denke nicht an ſie“, entgegnete Henry hartnäckig. „Du bildeſt Dir immer etwas ein.“

„Nein, nein, Du denkſt wirklich an ſie, ich ſehe es Dir an. Ich für meinen Theil würde dies für unter meiner Würde halten“, fuhr William in ſeiner zuweilen ſonderbaren Weiſe fort.

„Geh und hebe meinen Pantoffel auf.“

„Wirſt Du heute Abend zum Thee hinunterkommen?“

„Nein, ich komme nicht. Du kommſt hierher und predigſt mir Moral oder Religion, oder wie Du es ſonſt zu nennen beliebſt; warte aber und ſiehe, wie ich handeln würde, wenn Du jemals von einem ſolchen Pfeile getroffen werden ſollteſt wie ich.“

„Komm, ich will Dir aufhelfen.“

„Laß mich! Ich ſtehe nicht auf. Ich —“

In dieſem Augenblick öffnete Mr. Aſhley die Thür.

Seine Absicht war ebenfalls, Henry zu bewegen, sein Sopha und sein Zimmer zu verlassen und sich der Gesellschaft im Salon anzuschließen. Henry ließ sich aber nicht überreden.

„Nein", entgegnete er. „Ich habe es so eben William gesagt. Ich weiß gar nicht, warum er nicht schon wieder hinuntergegangen ist und es gesagt hat. Er bleibt blos hier, um mich zu quälen und zu ärgern. Also mach, daß Du fortkommst, William, und wenn Du genug Thee verschlungen hast, so komme wieder."

Mr. Ashley legte seine Hand auf William's Arm, während sie mit einander den Corridor entlang gingen, und bewog ihn, stehen zu bleiben.

„Was ist es eigentlich mit dieser Krankheit Henry's?" fragte er. „Es knüpft sich ein Geheimniß daran und Du hast Kenntniß davon. Ich muß wissen, was es ist."

Mr. Ashley's Ton war ein entschiedener und fester.

William gab keine Antwort.

„Sage mir, was es ist, William?"

„Ich kann nicht", entgegnete William, „jedenfalls nicht ohne Henry's Erlaubniß, und ich glaube nicht, daß er sie geben wird. Wäre das Geheimniß mein, anstatt sein, so würde ich es Ihnen auf Ihren Wunsch sofort mittheilen."

„Betrifft es das Gemüth oder den Körper?"

„Das Gemüth", entgegnete William. „Ich glaube, das Schlimmste ist vorüber. Ich bitte Sie, sprechen Sie mit ihm nicht davon, Sir."

„William, ist es etwas, was sich ändern läßt? Durch Geld oder durch sonstige mir zu Gebote stehende Mittel?"

„Nein, es läßt sich nicht ändern", entgegnete William

mit Nachdruck. „Selbſt wenn die ganze Welt bereit wäre, dabei behülflich zu ſein, ſo könnten Sie doch nichts thun. Die Zeit und Henry's eigener geſunder Menſchenverſtand müſſen die Heilung bewirken."

„Dann brauche ich wohl gar nicht zu fragen, ob ich etwas nützen kann. Du genießeſt Henry's ganzes Vertrauen."

„Ja", antwortete William, „und alles, was ein anderer thun kann, thue ich auch. Wir haben täglich einen Kampf miteinander. Ich möchte ihn gern aus dieſer Apathie herausreißen."

„O wenn Du das könnteſt!" ſeufzte Mr. Aſhley.

Viertes Kapitel.

Das Haus der Dares erleidet einen Verluſt.

Das Haus der Dares hatte ſich von der Aufregung in welche es durch Herbert's Abreiſe verſetzt worden, kaum erſt wieder erholt, als es ſchon wieder in den Fall kam einem ſeiner zeitherigen Bewohner entſagen zu müſſen.

Herbert hatte in mehrfacher Beziehung ſeiner Familie viel Kummer und Verdruß bereitet, die Stadt Helſtonleigh hatte ihn, ſeitdem er vor Gericht geſtanden, auch nicht mit ſonderlich günſtigem Auge betrachtet, und man ſah es daher im Allgemeinen nicht ungern, daß er ſich zeitweilig entfernte. Dennoch hatte ſeine Familie nicht erwartet, daß ſeine Abreiſe ſo plötzlich erfolgen würde, und aus dieſem Grunde ward ſie dadurch in einige Aufregung verſetzt.

Mr. Dare hatte ſchon ſeit längerer Zeit davon gewußt, aber ebenſo wenig davon geſprochen als Herbert, welcher letztere fürchten mochte, daß man ſeiner Abreiſe, wenn dieſelbe bekannt würde, Hinderniſſe in den Weg legen könne.

Kaum waren zwei oder drei Wochen vergangen, ſo er-

hielt Signora Varſini einen mit einer ausländiſchen Poſtmarke verſehenen Brief.

Dieſer Umſtand war an und für ſich nichts Außerordentliches. Die Signora erhielt dann und wann Briefe mit ausländiſchen Poſtmarken, der heutige aber verſetzte ſie in einen noch nicht dageweſenen Zuſtand von Aufregung. Den Brief ſofort nach dem Empfang in die tiefſte Taſche ihres Kleides ſchiebend, brach ſie die Muſiklection, welche ſie eben Minny ertheilte, ab und zog ſich dann auf ihr Zimmer zurück, um den Brief zu leſen.

Es dauerte nicht lange, ſo kam ſie mit beſtürztem Geſicht und unter abgebrochenen Aeußerungen des größten Schreckens wieder zum Vorſchein.

Miſtreß Dare erſchrak ebenfalls. Was konnte der Gouvernante begegnet ſein?

Ach, welche misère! welche désolation! welche tristes nouvelles! Der Brief war von ihrer Tante in Paris, welche tödtlich erkrankt war, und ſie, Mademoiſelle, mußte unverweilt und ſchleunigſt zu ihr. Wenn ſie nicht noch an dieſem Tage mit einem Zuge aufbrechen konnte, ſo mußte es mit dem erſten am nächſtfolgenden geſchehen.

Sie war untröſtlich, Madame ſo tout-à-coup verlaſſen zu müſſen; ſie erklärte, der Abſchied von den jungen Damen werde ihr das Herz brechen, aber Noth kennt einmal kein Gebot. Sie mußte ſofort ihre Sachen zuſammenpacken und Madame um gefällige Auszahlung ihres rückſtändigen Salairs bitten.

Miſtreß Dare ward förmlich überrumpelt, wie man zu ſagen pflegt. Sie hatte ſich nicht ſo ſchnell von Mademoiſelle trennen wollen, obſchon deren längeres Bleiben einen

Aufwand nöthig machte, der ſich mit den immer knapper werdenden Finanzen der Familie nicht wohl vertrug, ſodaß auch jetzt die ſofortige Auszahlung des rückſtändigen Salairs der mißlichſte Umſtand bei der ganzen Sache war. Signora Varſini hatte zwiſchen dreißig und vierzig Pfund zu fordern. Es half jedoch weiter nichts und Miſtreß Dare wendete ſich deshalb an ihren Gatten.

„Dieſe Summe kann ich heute nicht ſchaffen und wenn es mein Leben gälte", antwortete er und dachte im Stillen, er werde wohl auf Erden nun keine ruhige Stunde mehr erleben. „Sage Mademoiſelle, Du wollteſt ihr das Geld nachſchicken, wenn ſie nicht warten könne."

Miſtreß Dare ſchüttelte den Kopf. Sie war überzeugt, daß dies nicht thunlich ſei. Mademoiſelle ließ ſich ganz beſtimmt nicht darauf ein, ohne Geld abzureiſen.

Wie Mr. Dare es möglich machte, wußte er vielleicht ſelbſt kaum; dennoch brachte er am Abend das Geld und die Gouvernante ward vollſtändig bezahlt.

Am nächſtfolgenden Morgen fand feierlicher Abſchied ſtatt, der von ſeiten der Signora ziemlich ſtürmiſch und laut war. Sie küßte alle, mit Einſchluß von Mr. Dare, auf beide Wangen und verſprach, jede Woche wenigſtens einmal zu ſchreiben.

Eine Droſchke kam vorgefahren, um ihr Gepäck abzuholen, und Georg Dare ſtieg auf den Bock, um ihr bis an den Bahnhof das Geleite zu geben.

Mademoiſelle lud ihn höflich ein, neben ihr im Wagen Platz zu nehmen, aber er hatte ſich eben eine Cigarre angezündet und zog vor, zu bleiben, wo er war.

„Hören Sie, Mademoiſelle", rief er, als ſie in dem

Eiſenbahnwagen Platz genommen hatte, „wenn Sie vielleicht Herbert begegnen ſollten, ſo können Sie ihm ſagen —“

Mademoiſelle unterbrach ihn mit entrüſteter Geberde. Sie ſollte Monſieur Herbert begegnen? Was könnte ſie mit ihm zuſammenführen? Monſieur Georg müſſe von Sinnen ſein, ſo etwas zu denken. Uebrigens ſei doch Monſieur Herbert nicht in Paris, ſondern, ſoviel ſie gehört habe, in Holland.

„Na, das iſt wohl einerlei; es iſt beides jenſeit des Kanals“, antwortete Georg, deſſen geographiſche Begriffe vom Continent nicht zu den klarſten gehörten. „Vielleicht begegnen Sie ihm nicht, Mademoiſelle; alſo laſſen wir dies gut ſein.“

Mademoiſelle antwortete, indem ſie ihn aufforderte, ſich in Acht zu nehmen, da eben das Signal zur Abfahrt ertönte. Georg trat zurück und ſah den Zug abgehen, während Mademoiſelle ihm nochmals aus dem Fenſter ein Lebewohl zunickte.

Die Stadt Helſtonleigh ſollte Miſtreß Dare's italieniſche Gouvernante, die Signora Varſini, nicht wiederſehen. Vielleicht wäre es gut geweſen, wenn man ſie hier niemals geſehen hätte.

Kaum war ſie fort, ſo fiel es Miſtreß Dare plötzlich ein, daß Mademoiſelle ihr einmal geſagt, ſie habe in der ganzen Welt keinen einzigen Verwandten. Wer war daher wohl dieſe Tante, zu welcher ſie ſo plötzlich eilte?

Und wie ſtand es mittlerweile mit Henry Aſhley? So wie die Wochen und Monate vergingen, begann er ſich aus ſeiner Abſpannung und Apathie aufzurütteln. William Halliburton verſchwieg ihm nicht, daß ſeine Familie ver-

muthete, er leide an einem ſtillen Kummer, den er zu verbergen ſuche, und erwähnte, daß Mr. Aſhley ihn deswegen befragt habe.

„Du weißt", ſetzte William hinzu, „es wird mir weiter nichts übrig bleiben, als es zu ſagen, wenn Du nicht bald verſtändig wirſt und dieſem Unſinn entſagſt."

Dies beunruhigte Henry. Lieber wäre er geſtorben, als daß er ſeine geheimen Gefühle hätte verrathen laſſen. Murrend und unzufrieden ſtand er auf und wendete ſich ſeinen gewöhnlichen Beſchäftigungen — wenn ſie dieſen Namen verdienten — wieder zu.

Eines Abends beredete William ihn zu einem Spaziergang, nahm ihn an den Arm und bog mit ihm plötzlich und ehe Henry noch recht wußte, wo er war, in Robert Caſt's Wohnung ein.

Gleichgültig und theilnahmlos ſetzte Henry, nachdem er den ehrerbietigen Gruß der hier verſammelten Arbeiter nachläſſig erwidert, ſich nieder.

„Da ich einmal da bin, ſo muß ich den Leuten wenigſtens zehn Minuten widmen", bemerkte William; „Du kannſt mittlerweile ein Schläfchen machen."

Aus den zehn Minuten wurden zwanzig und Henry's Aufmerkſamkeit ward in ſo hohem Grade erweckt, daß er auf eigenen Antrieb an den Tiſch trat und ſelbſt mit zu ſprechen begann.

Als William ſich wieder entfernen wollte, wäre Henry lieber noch geblieben, ja er ſagte den Leuten ſogar, er werde ſich wieder einfinden.

Damit war ſchon viel gewonnen. Ein kleiner Anfang führt, wie das Sprichwort ſagt, oft zu einem großen Ende.

Man blickte jetzt auf die bescheidene, beschränkte Weise, womit man die Abendunterhaltungen bei Robert East begonnen, die unklaren Ideen, welche William, und die Zweifel, welche East und Crouch über die Sache gehegt hatten, mit Lächeln zurück. Der kleine Versuch war jetzt zu einem großen Unternehmen angewachsen, einem Unternehmen, welches bestimmt war, in ganz Honey-Fair eine Revolution herbeizuführen, die sich vielleicht auch auf die Stadt Helstonleigh selbst erstreckte.

Der einzige Uebelstand war jetzt Mangel an Raum, und viele, die sich gern ebenfalls betheiligt hätten, wurden dadurch ferngehalten. Henry Ashley ging wirklich wieder hin, und als er fand, daß es an den nöthigen guten Büchern zu mangeln anfing, bestellte er am Tage nach seinem zweiten Besuch eine ganze Ladung.

Mr. Ashley freute sich darüber nicht wenig, denn er hatte kaum geglaubt, daß es irgend etwas gäbe, wofür Henry sich noch interessiren könne.

„Und Du glaubst, dieses Unternehmen werde auch ferner von Erfolg begleitet sein, Henry?" bemerkte er in nachlässigem Tone.

„Ganz bestimmt wird es von Erfolg begleitet sein", antwortete Henry. „William weiß durch sein Geplauder die Aufmerksamkeit dieser Leute auf eine unglaubliche Weise zu fesseln. Nach meiner Ansicht hat William Halliburton auf der ganzen Welt nicht seinesgleichen!" setzte er mit förmlicher Begeisterung hinzu. „Denke Dir nur, daß er seine Zeit dieser Idee opfert, ohne selbst den mindesten Gewinn davon zu haben. Aber die Frucht für das allgemeine Wohl wird nicht ausbleiben, und ich bin überzeugt, daß diese

von William angeregte und zuerſt ins Werk geſetzte Reform umfangreicher ſein wird, als wir jetzt vorausſehen."

Die Hauptſache bei dieſen Abendunterhaltungen war, das Intereſſe der Theilnehmer lebendig zu erhalten, ſie nicht mit trocknen Dingen zu beſchäftigen, die ſie nicht begreifen konnten und die ihnen folglich immer fremd bleiben mußten, ſondern ſie vielmehr in naheliegende Dinge, gleichſam in die Philoſophie des Alltagslebens einzuweihen.

Es gibt bei allem, was man thut, einen richtigen und einen falſchen Weg; und ſehr oft geſchieht es, daß die Menſchen aus Unwiſſenheit den letztern einſchlagen.

Die einfachen, die Geſundheit des Körpers betreffenden Naturgeſetze waren in Honey-Fair gänzlich unbekannt. Von der Lüftung der Zimmer, von Reinlichkeit, von den einfachſten Regeln, durch deren Beobachtung die Verrichtungen des Körpers in Ordnung erhalten werden, wußte man hier ebenſo wenig als vom Mond. Wenn jemand krank ward, ſo achtete er in der Regel nicht im mindeſten auf die Symptome ſeines Unwohlſeins und legte dadurch wohl den Grund zu einer ſchlimmern Krankheit, oder er ging zu einem Arzt, der ihm ſpäter eine koſtſpielige Rechnung machte. Einige Bekanntſchaft mit den gewöhnlichen Krankheiten und ihren Gegenmitteln würde dieſem Uebelſtand abgeholfen und die Kenntniß der von der Natur gebotenen Geſundheitsregeln demſelben vorgebeugt haben.

Eine in Honey-Fair ſehr oft vorkommende Krankheit war Leibſchneiden, wie man es nannte, und das dagegen gewöhnlich in Anwendung gebrachte Mittel beſtand in heißem gewürztem Bier mit ſo viel Branntwein darin,

als man in dem nächsten Wirthshause auf Credit bekommen konnte.

Wenn die Kinder an den Masern oder dem Scharlachfieber darniederlagen, so überließ man diese Krankheiten, ebenso die armen kleinen Patienten, größtentheils sich selbst.

Die wenigen Aeltern, welche sich keiner solchen Fahrlässigkeit schuldig machten, verfielen in den entgegengesetzten Fehler, indem sie die Kranken in ein heißes Zimmer einsperrten, ein fürchterliches Kohlenfeuer darin unterhielten und aus der ganzen Nachbarschaft die Betten zusammenborgten, um sie auf die Kranken zu häufen.

Es war daher kein Wunder, daß in Honey-Fair der Bedarf an kleinen Särgen ein ziemlich bedeutender war.

Alle diese Dinge wurden besprochen und den Arbeitern zur Richtschnur für die Zukunft Belehrung darüber ertheilt.

Außerordentlich war die Freude, womit diese und ähnliche praktische Themata willkommen geheißen wurden, denn dieselben hatten ein persönliches Interesse für die Zuhörer, sie betrafen sie selbst, ihre Familien und ihre Häuslichkeit.

Eines Abends besprach man die Art und Weise, auf welche Honey-Fair gewöhnlich seine Sonntage zubrachte, nämlich die Männer mit Tabakqualmen, die Weiber damit, daß sie schlumpig und schmutzig umherliefen, und die Kinder damit, daß sie sich auf den Gassen herumprügelten.

William Halliburton fragte in halb ernstem, halb scherzendem Tone, ob man diese Art der Sonntagsfeier so nützlich und angenehm fände, daß es nichts daran zu bessern gäbe? Wenn dies der Fall wäre —

Er schwieg plötzlich. Innerhalb der Thür des Zim-

mers ſtand, als ruhiger Zuhörer und Zuſchauer, Thomas Aſhley. Die Leute folgten der Richtung von William's Blick, ſahen, wer unter ihnen war, und erhoben ſich ſchweigend und ehrerbietig.

Mr. Aſhley trat näher und forderte William durch einen Blick auf, fortzufahren. William's Beredtſamkeit war aber mit einem Male zu Ende. Seine Wangen waren feuerroth. In Gegenwart Mr. Aſhley's, den er ſo liebte und achtete, war er ſchüchtern wie ein Kind.

„Wiſſet", ſagte Mr. Aſhley, ſich zu den Leuten wendend, „es macht mir weit mehr Vergnügen, Euch hier zu ſehen, als wenn ich hörte, Ihr wäret plötzlich reich geworden."

Die Leute lächelten und ſchüttelten die Köpfe.

„Unſereins wird ſo leicht nicht reich", antwortete einer.

„Laßt das gut ſein", entgegnete Mr. Aſhley. „Der Reichthum iſt nicht das größte Gut im Leben."

Er blieb noch eine Weile, ſprach einige Worte der Ermuthigung und entfernte ſich dann, nachdem er dem Unternehmen ferneres Gedeihen gewünſcht.

William entfernte ſich mit ihm zugleich, und als ſie miteinander, durch Honey-Fair ſchritten, kamen die Weiber an die Thüren gerannt, um ihnen nachzugaffen.

Mr. Aſhley, der in Folge ſeiner zunehmenden Jahre jetzt ein wenig gebückt zu gehen anfing, ſtützte ſich auf William's Arm, ſein Geſicht aber war noch ſo munter wie in jüngern Jahren, und ſein dunkles Haar ließ noch keine Spur von Alter ſehen.

William ging gerade und aufrecht einher. Er war von Wuchs größer als Mr. Aſhley, ſeine Stirn war breiter, in ſeinen innigblickenden grauen Augen ſpiegelte ſich ein auf-

richtiges, unverdorbenes Herz, und ein freundliches Lächeln umspielte seine Lippen. Er hörte mit Vergnügen zu, während Mr. Ashley ihm seine Zufriedenheit mit dem, was er so eben gehört und gesehen, zu erkennen gab.

„Wie lange gedenkst Du diesen Leuten Deine Abende zu opfern?" fragte Mr. Ashley.

„Es ist kein Opfer, Mr. Ashley. Ich thue es gern. Ich halte dies für die beste Anwendung, die ich von meinen Abenden machen kann. Ich gedenke auch Henry auf die Dauer dafür zu gewinnen."

„Wenn Dir das gelingt, so besitzest Du eine große Ueberredungsgabe", entgegnete Mr. Ashley. „Ich gäbe", setzte er nach einer Weile hinzu, „die Hälfte meines Vermögens darum, wenn ich meinen Henry sich für irgend etwas im Leben interessiren sähe."

„Das wird ganz gewiß noch geschehen, Sir. Es soll nicht lange dauern, so berede ich ihn dazu, den Leuten ein gutes Theaterstück vorzulesen; vielleicht etwas, worüber sie lachen; es ist dann doch ein Anfang."

„Er ist jetzt schon viel besser", bemerkte Mr. Ashley. „Seine Apathie und Theilnahmlosigkeit beginnt zu schwinden."

„Ja wohl. Er ist schon fast so gut wie geheilt."

„Was fehlt ihm nur eigentlich, William?"

William ward durch diese Frage überrascht. Er gab keine Antwort und Mr. Ashley wiederholte seine Frage.

„Das ist Henry's Geheimniß, Sir, nicht das meinige."

„Du mußt es mir anvertrauen", sagte Mr. Ashley in seinem ruhigen, festen Tone. „Du kennst mich, William. Wenn ich verspreche, daß ich weder das Geheimniß selbst,

noch den Umstand, daß es mir mitgetheilt worden, irgend einem lebenden Wesen mittelbar oder unmittelbar offenbaren werde, so weißt Du, daß Du Dich darauf verlassen kannst."

William erwiderte noch immer nichts; er ging mit sich zu Rathe, was er thun solle.

„William", hob Mr. Ashley wieder an, „ich muß diese Last mir vom Herzen wälzen. Seitdem mein Argwohn, daß es sich wirklich um ein Geheimniß handle, bestätigt ward, ist mein Gehirn fortwährend von den unwahrscheinlichsten Befürchtungen und Visionen gemartert worden. Henry's Zustand war von der Art, daß man hätte glauben sollen, er habe eine Mordthat oder irgend ein anderes unerklärliches Verbrechen begangen. Du mußt mir diese Erleichterung verschaffen, und dies kann nur durch die Wahrheit geschehen. Das Band, welches mich und Dich, den ich fast als meinen Sohn betrachte, umschließt, wird dadurch nur noch fester geknüpft werden."

William's Pflicht stand jetzt klar und deutlich vor ihm, als er aber sprach, geschah es doch nur flüsternd.

„Er liebte Anna Lynn", sagte er.

Mr. Ashley ging weiter, ohne etwas hierauf zu bemerken.

William hob wieder an:

„Hätte jenes unglückliche Ereigniß nicht stattgefunden, so würde Henry sie zu seinem Weibe gemacht haben, vorausgesetzt natürlich, daß Sie Ihre Einwilligung dazu gegeben hätten. Ich glaube, er brachte ganze Tage damit zu, daß er Pläne entwarf, wie er wohl diese Einwilligung am besten erlangen könnte."

„Und nun?" fragte Mr. Ashley fast heftig.

„Nun iſt die Sache für immer aus. Henry's geſunder Menſchenverſtand in Verbindung mit ſeinem Stolz und ſeiner Selbſtachtung hat ihn gerettet. So unſchuldig Anna auch im Grunde genommen iſt, ſo iſt ſie doch durch dieſen Vorfall in eine ſo ſchiefe Stellung gerathen, daß Henry einſah, ſeine hoffnungsvollen Viſionen ſeien dadurch für immer vernichtet. Dies war Henry's Geheimniß, Sir, und ich fürchtete beinahe, der Schlag werde ihn tödten. Nun aber iſt er ſo gut wie überwunden."

Mr. Aſhley athmete tief auf.

„William, ich danke Dir", ſagte er. „Du haſt mich von einer drückenden Sorge befreit und Du kannſt, wenn Du willſt, vergeſſen, daß Du mir Dein Vertrauen geſchenkt, denn es wird niemals gemißbraucht werden."

„Was wirſt Du denn wegen des Raums anfangen?" fuhr er in verändertem Tone fort.

„Wegen des Raums, Sir?" entgegnete William.

„Nun ja, wegen des Raums für Deine Schützlinge bei Caſt's. Sie ſcheinen mir dort ziemlich knapp ſich behelfen zu müſſen."

„Allerdings, und das iſt noch nicht das Schlimmſte", ſagte William. „Jeden Tag melden ſich neue Theilnehmer, aber wir können ſie nicht aufnehmen."

„Es iſt mir unerklärlich, wie Du für ſchon ſo viele Platz gefunden."

„Ich glaube, die Hauptſache iſt, daß man ihr Intereſſe zu wecken verſteht. Dadurch feſſelt man ſie auf die Dauer. Die Mehrzahl von ihnen würde um keinen Preis in der Welt wieder in den Gehörnten Widder zurückkehren."

„Aber wo willſt Du ſie denn alle unterbringen?"

„Das weiß ich allerdings ſelbſt noch nicht, Sir. Wir müſſen ſehen, wie wir es möglich machen.“

„Henry ſagte mir, Du hätteſt Dein Augenmerk auf den unvollendet gebliebenen Mormonentempel gerichtet?“

„Allerdings war ich ſo thöricht“, entgegnete William lachend. „Da ich ſah, daß das Gebäude ſich ſo ziemlich in dem Zuſtande des berühmten Gemäldes des guten Doctor Primroſe und ſeiner Familie befand, nämlich in einem nutzloſen, ging ich hin und bot einen Miethzins dafür, allerdings nur eine geringfügige Summe; aber wenn das Gebäude durch unſer Kaminfeuer vor Feuchtigkeit bewahrt wird, ſo ſollte man meinen, der Erbauer werde es uns gern vermiethen, da er ja ohnehin nichts weiter damit anfangen kann. Ich ſagte ihm dies auch.“

„Und was antwortete er?“

„Er verlangte dreißig Pfund. Dies iſt aber mehr, als meine, als unſere Mittel erlauben.“

„Und wer wollte das Geld ſchaffen? Du?“

William zögerte, ſah aber keinen andern Ausweg aus ſeinem Dilemma als ein offenes Geſtändniß.

„Nun, Sir“, ſagte er, „Sie ſind gewiß auch der Anſicht, daß es ſchade wäre, wenn dem guten Werk durch einen ſo unbedeutenden Uebelſtand, wie Mangel an Raum, Einhalt gethan werden ſollte.“

„Ja, das meine ich auch!“ entgegnete Mr. Aſhley. „Ihr könnt das Haus morgen miethen und Eure Bänke, Tiſche und Bücher hineinſchaffen, ſobald Ihr Luſt habt. Ich will den Miethzins bezahlen.“

„Iſt das wirklich Ihr Ernſt, Mr. Aſhley?“ rief William überraſcht.

„Ob es wirklich mein Ernſt iſt? Es iſt im Vergleich mit dem, was Du thuſt, wenig genug. In einigen Jahren wird Dein Name in Helſtonleigh groß und geachtet daſtehen.“

William ging mit Mr. Aſhley bis zu deſſen Wohnung, wo er ſich verabſchiedete, um nach Hauſe zu gehen.

Hier war mittlerweile Trauer eingezogen. William war ſeit dem Mittagseſſen nicht zu Hauſe geweſen, denn er hatte ſeinen Thee bei Mr. Aſhley getrunken, und hatte daher keine Kenntniß von gewiſſen Nachrichten, welche mit der Nachmittagspoſt eingegangen waren.

Seine Mutter theilte ſie ihm weinend mit.

Ihr Bruder Robert war geſtorben.

Nur ſehr ſelten hatte ſie Nachrichten aus der neuen Welt empfangen. Margarethe ſchien durch ihre Familie und ihr Hausweſen ſo beſchäftigt zu werden, daß ihr keine Zeit blieb, oft zu ſchreiben. Sie würde auch jetzt noch nicht geſchrieben haben, wenn ſie nicht Robert's Tod zu melden gehabt hätte.

„Ich hatte mich ſchon zuweilen der Hoffnung hingegeben, Robert wieder hier bei uns in der Heimat zu ſehen“, ſagte Jane ſeufzend. „Und nun iſt er todt!“

„War er verheirathet?“

„Nein. Ich fürchte, er hat ſich nie in guten Verhältniſſen befunden.“

Gar trat geräuſchvoll ein und unterbrach das Geſpräch. Der Tod eines Onkels, den er nie gekannt und der Tauſende von Meilen entfernt gelebt, ſchien in Gar's Augen gerade nicht etwas zu ſein, was einen ganz beſonders hohen Grad von Schmerz nöthig machte. Er für ſeine Perſon war in

ſehr aufgeregter und freudiger Stimmung, denn er wollte nach Cambridge gehen, allerdings nicht mit dem Pomp und Glanz einer wohlgefüllten Börſe, ſondern als beſcheidener Famulus. Gar, der ſich ſelbſt nicht recht zu rathen wußte, war ſo klug geweſen, den Rector der Königsſchule um ſeinen Rath zu bitten.

Er ſagte ihm, daß er beabſichtige, die Univerſität zu beſuchen, und wie er dieſelbe zu beſuchen gedenke, und fragte ihn dann, ob er ihm vielleicht eine Gelegenheit nachweiſen könne, die es ihm möglich mache, ſich in den Ferien etwas zu verdienen.

„Vielleicht könnte ich Unterlehrer an einer Schule werden", meinte Gar, „oder ich könnte in einer Familie den Knaben bei ihren Schularbeiten an die Hand gehen. Wenn ich nur ſo viel verdiente, als ich zu des Leibes Nahrung und Nothdurft brauche, ſo wäre dies ſchon eine große Erleichterung für meine Mutter", ſetzte er mit der ſeiner ganzen Familie eigenthümlichen Offenheit hinzu.

„Haſt Du aber auch nicht vergeſſen, daß Du während der Ferien ebenſo angeſtrengt arbeiten und ſtudiren mußt als in der andern Zeit?" fragte Mr. Keating, der Rector.

„O nein, Sir, ich habe dies nicht vergeſſen. Ich werde Sorge tragen, meiner Aufgabe zu genügen. Dieſe ſoll durchaus nicht darunter leiden."

Der Rector betrachtete das heitere, hoffnungsvolle Antlitz — ein zuverläſſiger Spiegel des wackern, hoffnungsvollen Gemüths. Er intereſſirte ſich für die beiden ſo talentvollen und fleißigen Halliburtons nicht wenig. Es wäre ihm geradezu unmöglich geweſen, dies nicht zu thun,

denn wenn er eine Schwäche beſaß, ſo war es die für einen tüchtigen Lateiner.

„Ich will ſehen, was ſich thun läßt, Gar“, ſagte er. „Um größern Schülern bei ihren Schularbeiten an die Hand zu gehen, dazu biſt Du noch zu jung. Auch glaube ich nicht, daß irgend eine Schule Dich würde engagiren wollen, weil Du blos während Deiner Univerſitätsferien darin thätig ſein könnteſt und folglich häufige Unterbrechungen eintreten würden. Sollte ſich jedoch nichts Beſſeres darbieten, ſo kannſt Du ja während der Ferien gleich hier in unſerer Schule eine der jüngern Klaſſen übernehmen. Freilich“, ſetzte der Rector hinzu, „könnte ich Dir dafür weiter nichts geben als die Koſt. Du würdeſt dann in einem Hauſe mit meinen Privatſchülern eſſen, aber bei Deiner Mutter wohnen. Ich glaube, es wäre dies für Dich ein beſſeres Arrangement als irgend ein anderes, denn Du behielteſt dabei vollauf Zeit zu Deinen eigenen Studien und ich könnte dieſelben auch noch ferner überwachen.“

Gar fand das Anerbieten ganz nach ſeinem Geſchmack.

„Nicht als ob ich jemals daran gedacht hätte“, entgegnete er freimüthig. „Ich wußte nicht, daß Unterlehrer hier zuläſſig wären.“

„Das iſt auch nicht der Fall“, entgegnete der Rector. „Dem Namen nach würdeſt Du mein Privatſchüler ſein, und wenn ich einen Privatſchüler beauftragen will, die untern Klaſſen bei ihren Arbeiten zu beaufſichtigen, ſo iſt dies meine Sache.“

Gar konnte blos nochmals ſeinen Dank ſtammeln.

„Ich freue mich, Dir dieſe kleine Hülfe angedeihen

laſſen zu können", bemerkte der Rector. „Wenn ich Jünglinge von Begabung, Muth und ſittlichem Werthe mit Schwierigkeiten kämpfen ſehe, ſo ſtehe ich gern nach Kräften bei. Wenn Ihr, Du und Dein Bruder, Euch auch ferner ſo haltet, wie Ihr Euch bis jetzt gehalten, ſo werdet Ihr einmal mit der Zeit als leuchtende Vorbilder dafür daſtehen, was Fleiß und Ausdauer erringen können."

Und ſo kam es, daß Gar in der heiterſten Stimmung war und eben nicht große Trauer um einen Mann hegte, der in den Hinterwäldern von Canada geſtorben, obſchon dieſer Mann der Bruder ſeiner Mutter war.

Fünftes Kapitel.

Ein Heirathsantrag.

„Mary", ſagte Mr. Aſhley, „ich habe einen Heirathsantrag für Dich erhalten."

Es war dies eine Mittheilung, über welche eine junge Dame wohl das Recht hat, ein wenig ſtutzig zu werden, und Mr. Aſhley ſprach in dem ernſteſten Tone.

Die Familie ſaß am Frühſtückstiſche, Mary neben ihrer Mutter, welche den Kaffee einſchenkte.

Mary blickte überraſcht auf und die Worte ihres Vaters ſchienen ihr eher Spaß zu machen, als irgend ein anderes ernſteres Gefühl wachzurufen.

„Na, da haben wir's, Miß Mary", rief Henry, ehe jemand etwas ſagen konnte. „Und darf man fragen, wer der muthige Bewerber iſt?"

„Er verſichert mir, daß ſein Lebensglück von der Annahme ſeines Antrags abhänge", hob Mr. Aſhley wieder an. „Ich glaube, er hätte Luſt gehabt, mir zu verſichern, daß auch Mary's Glück davon abhänge. Natürlich kann ich weiter nichts thun, als ihr den Antrag vorlegen."

„Was sprichst Du da, Thomas?“ rief Mistreß Ashley, die bis jetzt vor Ueberraschung und Erstaunen sprachlos dagesessen, endlich. „Nach meiner Ansicht ist Mary zum Heirathen noch viel zu jung. Wie kannst Du ihr solche Dinge in den Kopf setzen?“

„Ich bin ganz Deiner Meinung, Mama“, sagte Mary lachend. „Es gefällt mir hier im Vaterhause viel zu gut, als daß ich es verlassen möchte.“

„Und während Du Dich in Sentimentalitäten ergehst, liegt meine Neugier auf der Folter!“ rief Henry. „Ich habe gefragt, wie der Bräutigam heißt, und es wäre mir angenehm, meine Frage beantwortet zu sehen.“

„Der Bräutigam in spe“, schaltete Mary ein.

„Mary, ich schäme mich Deiner!“ fuhr Henry fort. „Ich erröthe über Deinen Mangel an Artigkeit. Schöne Ehre macht sie Deiner Erziehung, Mama. Wenn junge Damen von Stande, ein himmlisches Anerbieten empfangen, so benehmen sie sich, wie es sich gebührt, hängen erröthend den Kopf und dämpfen ihre Worte zum Geflüster herab. Unsere Mary aber — seht sie nur an! — schwatzt ganz laut und macht sich darüber lustig. Noch einmal, Papa, frage ich: wer ist der kecke Bewerber? Ist es vielleicht der gute alte General Wells, unser gichtbrüchiger Nachbar gegenüber, der täglich, um frische Luft zu schöpfen, in seinen Wagen hinein und heraus gehoben wird? Ich habe Mary schon wiederholt gesagt, daß sie es auf ihn abgesehen zu haben scheint.“

„Nein, ein so vortheilhaftes Anerbieten ist es nicht, wenigstens nicht in finanzieller Beziehung“, bemerkte Mr.

Ashley mit unerschütterlichem Phlegma. „Der Antrag geht vielmehr von einem meiner Leute in der Fabrik aus."

Mary hatte gerade in diesem Augenblick die Zuckerdose in der Hand, und ein plötzliches Zittern schien sich ihrer zu bemächtigen. Sie setzte das Gefäß nieder, aber so ungeschickt, daß eine Menge der zu oberst liegenden Stückchen herausfielen. Ihr Gesicht war dunkelroth geworden.

Mr. Ashley bemerkte es.

Seine Gattin achtete blos auf den Zucker.

„Was machst Du denn, Mary!" rief sie. „Nimm Dich doch in Acht, liebes Kind!"

Mary begann schüchtern die Zuckerstückchen aufzulesen, und Todtenblässe trat auf ihren Wangen an die Stelle des Purpurs. Sie ergriff ihr Taschentuch und hielt es sich an das Gesicht, als ob sie den Schnupfen hätte.

„Der junge Mann, der Dir diese Ehre erzeigt, ist kein anderer als Cyrill Dare", sagte Mr. Ashley.

„Cyrill Dare!" riefen, obschon mit sehr verschiedenem Ausdruck, Mistreß Ashley und Henry zu gleicher Zeit.

Mary dagegen erlangte ihren Gleichmuth und ihre Fassung sofort wieder. Sie lachte geradeaus, als ob sie nun aller bangen Befürchtungen überhoben wäre.

„Was hast Du ihm denn gesagt, Papa?" fragte sie.

„Ich theilte ihm blos meine Ansicht mit, nämlich, daß er meine Tochter falsch verstanden haben müsse, wenn er die Hoffnung hege, daß sie seinem Antrag Gehör schenken werde. Die Entscheidung steht bei Dir, Mary."

„O Papa, wie kannst Du dies sagen! Du weißt doch, daß ich Cyrill Dare nimmermehr zum Manne möchte."

Ein Lächeln zuckte über Mr. Ashley's Gesicht. Wahrscheinlich hatte er sich schon gedacht, welche Antwort Mary geben würde.

„Cyrill Dare!" wiederholte Mary, als ob sie sich von ihrem Erstaunen noch gar nicht erholen könnte. „Der muß doch ganz den Verstand verloren haben. Ich möchte ihn nicht, und wenn er so viel Gold besäße, als er schwer ist!"

„Er müßte noch weit mehr besitzen, als er schwer ist, Mary, ehe ich zu Deiner Verheirathung mit ihm meine Einwilligung gäbe", bemerkte Mr. Ashley ruhig.

„Zu Mary's Verheirathung mit ihm!" wiederholte Henry. „Wenn ich fürchtete, daß die Tochter der Ashleys sich wirklich so tief herabwürdigen könnte, so würde ich die Köchin bestechen, daß sie mir einen Arsenikkuchen büke, und dann würde ich der genannten jungen Dame selbst ein Stück davon abschneiden und bei ihr stehen bleiben, während sie es äße."

„Rede keinen solchen Unsinn, Henry", sagte Mistreß Ashley in zurechtweisendem Tone.

„Mama, ich muß gestehen, daß dies nach meiner Ansicht nicht halb so unsinnig wäre, als dieser Cyrill Dare ist", rief Mary lebhaft.

Mistreß Ashley, die nun ihrer Furcht, Mary zu verlieren, glücklich enthoben war, fuhr behaglich fort zu frühstücken.

„Hat Cyrill denn gesagt, wie er Mary zu ernähren gedächte, im Fall er sie bekäme?" fragte sie mit heiterer Miene.

„Das Kapitel der Mittel und Wege hat er weiter nicht berührt", entgegnete Mr. Ashley. „Wahrscheinlich hatte er mir die Ehre zugedacht, beide zu ernähren."

Henry Ashley lehnte sich in seinen Stuhl zurück und lachte.

„Das ist der köstlichste Spaß, den ich seit langer Zeit gehört!" rief er. „Cyrill Dare, der Verwandte Herbert's des Schönen. Verwünscht wäre seine Unverschämtheit!"

„Dann lehnst Du also die Ehre dieses Bündnisses ab, Mary?" fragte Mr. Ashley. „Was soll ich ihm sagen?"

„Was Dir beliebt, Papa. Sag ihm, wenn Du willst, daß ich lieber einen Kaminfeger nähme als ihn. Ich würde dies auch in allem Ernste thun, wenn mir keine andere Wahl frei bliebe. Wie unsinnig von Cyrill, so etwas zu denken!"

„Wie schlau von ihm, denke ich vielmehr, Mary — wenn er Dich nämlich hätte bekommen können", antwortete Mr. Ashley.

„Wenn!" wiederholte Mary schnippisch.

Henry bog sich über den Tisch zu seiner Schwester hinüber.

„Ich will Dir etwas sagen, Mary", flüsterte er. „Gehe gleich diesen Morgen noch hinüber zu unserm gichtbrüchigen Freund, dem General, und biete Dich ihm an. Er wird sofort mit beiden Händen zugreifen und das Aufgebot ohne weiteres bestellen. Wir können nicht Deinetwegen noch weitern dergleichen Behelligungen ausgesetzt sein; es wäre unbillig, wenn Du dies von uns erwarten wolltest. Ich versichere Dir, es würde dies das wirksamste Mittel sein, um Cyrill Dare und seinesgleichen zur Ruhe zu bringen. Nein, ich danke, Mama", fuhr er zu seiner Mutter gewendet fort; „ich will keinen Kaffee mehr, ich habe nun Frühstück genug."

„Wer iſt denn das?“ ſagte Mr. Aſhley, als ſich plötzlich Tritte auf dem Kieswege vernehmen ließen.

Miſtreß Aſhley hob die Augen auf.

„Es iſt William Halliburton“, ſagte ſie.

„William Halliburton!“ wiederholte Henry. „Ach, wenn Du hätteſt ſein Herz und ſeinen Verſtand in Cyrill's Haut ſtecken können, dann hätte es ſich vielleicht gemacht.“

Er ſprach mit jener Ungenirtheit, welche ihn charakteriſirte und der man wegen ſeiner körperlichen Gebrechlichkeit niemals Zwang angethan hatte. Niemand machte eine Bemerkung darauf, und gleich darauf trat William ein.

Er kam, um Mr. Aſhley in einer Geſchäftsangelegenheit zu ſprechen.

„Ich werde ſogleich mit Dir in die Fabrik hinuntergehen“, ſagte Mr. Aſhley. „Setze Dich einen Augenblick, William.“

„Es iſt aber ſchon ziemlich ſpät, Sir.“

„Na, ich glaube, es macht nichts aus, wenn Du auch einmal zu ſpät kommſt“, entgegnete Mr. Aſhley, und William lächelte, während er Platz nahm.

„Wir erhielten heute Morgen einen Brief aus Cambridge von meinem Bruder Gar“, ſagte er.

„Nun, wie geht es mit ihm?“ fragte Henry.

„Ausgezeichnet“, antwortete William. „Er hat ſich Frank zum Vorbild genommen und iſt ebenſo wie dieſer entſchloſſen, keine Schwierigkeiten zu ſehen. Frank's Briefe ſind ſtets erheiternd. Ich glaube wirklich, er macht ſich ſehr wenig daraus, daß er Famulus ſein muß. Sein ganzer Wunſch iſt darauf gerichtet, weiterzukommen; er hat ſtets die Zukunft im Auge.“

„Deswegen aber thut er in der Gegenwart seine Pflicht", bemerkte Mr. Ashley.

William lächelte.

„Es ist dies der einzige Weg, der Zukunft sicher zu sein, Sir", sagte er. „Frank und Gar haben sich diese Lehre fortwährend eingeprägt."

Mr. Ashley sagte zu William, er solle sich noch eine Weile gedulden, denn er sei noch nicht fertig, und zog sich dann mit seiner Gattin in das Nebenzimmer zurück. Sie hätten eine wichtige häusliche Angelegenheit in Bezug auf eine Tischgesellschaft zu besprechen, sagte er.

Henry nahm William beim Arme und führte ihn an das Fenster, welches er dem ersten Frühlingssonnenscheine öffnete. Mary blieb am Frühstückstische sitzen.

„Was glaubst Du wohl, was dieser anmaßende Cyrill Dare sich unterfangen hat zu verlangen?" begann er.

„Ich weiß es", entgegnete William; „ich hörte ihn gestern sagen, daß er es thun würde."

„Wie! Du hörtest es", rief Henry, „und Du schlugst ihn nicht sofort zu Boden?"

„Ich hätte ihn zu Boden schlagen sollen? Was ging die Sache mich an?"

„In Deiner Eigenschaft als mein Freund hättest Du es thun sollen, meine ich. Es wäre dies blos eine kleine Züchtigung seiner Unverschämtheit gewesen."

„Aber nach meiner Ansicht geht Dich die Sache ebenso wenig an als mich", entgegnete William. „Nur Dein Vater hat hier zu entscheiden."

„Ah so! Vielleicht wäre es Dir lieb gewesen, wenn Cyrill seine Absicht erreicht hätte?"

„Es ſteht mir nicht das Recht zu, das Gegentheil zu ſagen.“

„Ah, ſehr ſchön!“ rief Henry höchſt erbittert. „Mary“, rief er laut ſeiner Schweſter zu, „Halliburton hier empfiehlt, daß das bewußte Geſchäft zum Abſchluß gebracht werde.“

William lachte blos. Er war an Henry's Uebertreibungen gewöhnt.

„Cyrill hat dies ja ſeit Jahren erwartet“, ſagte ſie.

Henry ſah ihn verwundert an.

„Was ſagſt Du? Wovon ſchwatzeſt Du?“

„Nun, daß Cyrill einmal Geſchäftscompagnon Deines Vaters zu werden hofft.“

„Das hofft er wirklich?“ fuhr Henry nach einer Pauſe fort.

„Ja, nur erſt geſtern ſagte er, die Firma werde bald Aſhley und Dare heißen.“

„Wirklich? Er wird wohlthun, wenn er ſich nicht ſo gewiß darauf verläßt, daß ſeine Verdauung dadurch geſtört wird. Der Himmel weiß, daß dies Anmaßung genug von ihm iſt, aber es iſt ein Flohſtich im Vergleich mit dem, was er noch weiter gethan. Er hat um Mary's Hand angehalten! Es iſt ſo wahr, als wir hier ſtehen.“

William heftete einen fragenden Blick auf Henry, als ob er ihn nicht verſtanden hätte. „Um Mary's Hand?“ wiederholte er.

„Nun ja — ſie ſoll ihn heirathen.“

„O!“ rief William mit einem Gemiſch von Entrüſtung und Schmerz, während er ſich zugleich aus dem Fenſter hinausbog.

„Ja, er hat wirklich gestern seine Bewerbung bei meinem Vater angebracht", fuhr Henry fort. „Er sagte, sein Herz oder seine Leber oder irgend ein anderes seiner Organe hinge unauflöslich an ihr, ebenso wie sie an ihm. Denke Dir, welche Ehre für meine Schwester, Mistreß Cyrill Dare zu werden!"

William drehte den Kopf nicht herum und man konnte ihm nicht ins Gesicht sehen.

„Wird sie ihn nehmen?" fragte er endlich.

Diese Frage schien Henry im höchsten Grade zu erbittern.

„Ja wohl, versteht sich!" rief er. Geh hin und gratulire ihr! Du bist ein Narr, William."

Der Schall seiner zornigen Stimme schlug an Mary's Ohr, obschon sie seine Worte nicht verstand. Sie näherte sich ihm.

„Was gibt's, Henry?" fragte sie.

„William ist ein Narr", antwortete Henry. „Er will wissen, ob Du Cyrill Dare heirathen wirst. Ich sagte ihm, Du würdest es thun. Nur ein Blödsinniger kann eine solche Frage thun."

William drehte sein Gesicht herum. Es stand in demselben eine Bewegung geschrieben, welche Henry noch nie darin gesehen. Auf seinen Wangen brannte ein scharlachrother Punkt, und seine Augen verriethen eine seltsame Unruhe.

Und Mary? Auf ihren Wangen schien sich das Roth der seinen zu spiegeln, während sie mit gesenkten Augen dastand.

Henry Ashley schaute erst das eine, dann das andere

Geſicht an, drehte ſich dann herum und lehnte ſich ſeinerſeits aus dem Fenſter. That er es vielleicht aus Reue, daß er ſo offen von den Angelegenheiten ſeiner Schweſter geſprochen?

Durchaus nicht, denn er pfiff einige Takte eines damals beliebten komiſchen Liedchens.

Mr. Aſhley ſteckte den Kopf zur Thür herein.

„Ich bin fertig, William", ſagte er.

William berührte ſchweigend Mary's Hand, um ihr Lebewohl zu ſagen, und blieb im Vorübergehen bei Henry ſtehen.

„Wirſt Du heute Abend unſere Verſammlung beſuchen?"

„Nein, heute nicht", entgegnete Henry. „Für heute iſt mir die Laune verdorben."

William war ſchon die Hälfte des Fußwegs hinab, als er ſich von Henry rufen hörte, der immer noch zum Fenſter herausſah. Er kehrte zu ihm zurück.

„Meine Schweſter ſagte, ſie wolle lieber einen Kaminfeger heirathen als Cyrill Dare", ſagte Henry. „Alſo ſei nicht wieder ſo albern!"

William wendete ſich ab, ohne etwas hierauf zu antworten. Mr. Aſhley, welcher mittlerweile gewartet hatte, nahm ſeinen Arm und dann ſetzten ſie ihren Weg nach der Fabrik weiter fort.

„Haſt Du ſchon das Gerücht über Herbert Dare gehört, welches der Wind ſeit einigen Tagen von Deutſchland herübergetragen hat?" fragte Mr. Aſhley.

„Ja, Sir", entgegnete William.

„Ich möchte wiſſen, ob es wahr iſt."

William gab keine Antwort. Seine Anſicht war, daß es wahr ſei, denn es ward durch mancherlei Nebenumſtände beſtätigt.

Auf das Gerücht ſelbſt brauchen wir hier nicht ſpeciell einzugehen. Helſtonleigh kam der Sache niemals ganz auf den Grund. Es erfuhr nie mit Beſtimmtheit, wieviel davon in Wahrheit beruhte und wieviel davon erlogen war, und wir können nicht erwarten, in dieſer Beziehung beſſer unterrichtet zu ſein.

Das Gerücht war durchaus kein angenehmes und der Name der Gouvernante auf unerklärliche Weiſe darein verflochten. Man erzählte nämlich, Herbert Dare habe, da die Beſchäftigung in jenem Handelshauſe nicht nach ſeinem Geſchmack geweſen, dieſelbe aufgegeben und treibe ſich in Deutſchland herum; Mademoiſelle thäte daſſelbe.

Es war dies ein Gerücht, welches Herbert nicht zur Ehre gereichte und auch nicht geeignet war, dem geſunkenen Anſehen ſeiner Familie wieder aufzuhelfen, dennoch aber glaubte Mr. Aſhley feſt, daß — ſo ſonderbar es auch auf den erſten Anblick ſcheinen mag — die Bewerbung Cyrill's um Mary's Hand in dieſem Gerücht ihren Grund habe.

Die Bewerbung ſelbſt hatte Mr. Aſhley in das größte Erſtaunen geſetzt. Er konnte blos zu dem Schluß kommen, daß Cyrill dieſe Hoffnung ſchon ſeit längerer Zeit gehegt, ſich aber jetzt veranlaßt geſehen habe, noch eher, als er eigentlich gewollt, damit hervorzutreten. Es war dies, ſelbſt wenn man hätte zugeben wollen, daß die übrigen Umſtände günſtig geweſen ſeien, in ſo vorſchneller Weiſe geſchehen, daß Mr. Aſhley in Verſuchung kam, darüber zu lachen.

Und war es nicht in der That lächerlich, daß ein Menſch ohne Mittel, ohne beſtimmte Ausſichten, ſo zu ſagen ein bloßer Fabrikarbeiter mit ſehr geringem Lohn, ſich unterfing, um die Hand eines Mädchens, wie Miß Aſhley, zu werben?

Mr. Aſhley, der ſtets offen und gerade zu Werke ging, war nicht der Mann, der irgend einer Thorheit Vorſchub leiſtete, und das Gerücht, welches jetzt in Bezug auf Herbert in Umlauf gekommen, konnte durchaus nicht als ein Umſtand zu Cyrill's Gunſten betrachtet werden.

Hatte er ſich vielleicht beeilt, mit ſeinem Antrage hervorzutreten, ehe dieſes Gerücht zu Mr. Aſhley's Ohren käme?

Mr. Aſhley glaubte es. Eine Stunde, nachdem Cyrill mit ſeiner Bewerbung hervorgetreten, hörte er die ſkandalöſe Geſchichte, und er dachte ſogleich, daß er dieſer die ihm ſo eben erwieſene vorzeitige Ehre verdanke. Cyrill wollte ſich wahrſcheinlich ſeiner Einwilligung verſichern, ehe etwas Unangenehmes dazwiſchenträte.

Als Mr. Aſhley in die Nähe der Fabrik kam, bemerkte ihn Cyrill Dare. Derſelbe lehnte träg an der Eingangsthür und wechſelte Grüße mit den Vorübergehenden.

Er hätte drinnen bei ſeiner Arbeit ſein ſollen, aber von dem, was er ſollte, hatte Cyrill einen nur geringen Begriff. Seit Samuel Lynn's Abreiſe war es ihm inſofern ſehr wohl gegangen, als er ziemlich ſo viel faulenzen konnte, als er Luſt hatte. William maßte ſich keine Autorität über ihn an, obſchon er mit derſelben über die Fabrik im allgemeinen bekleidet worden, und Cyrill verbrachte daher, ausgenommen wenn er zufällig Mr. Aſhley's Blicken ausgeſetzt war, ſeine Zeit ſehr angenehm.

Er machte, als er den Chef kommen sah, große Augen und schlüpfte fast erschrocken in das Haus hinein. Den Chef so vertraulich mit William einherwandeln zu sehen, schien für seine Bewerbung nichts Gutes zu bedeuten, obschon Cyrill selbst nicht wußte, warum. Er machte aber große Augen, weil ihm selbst niemals die Ehre widerfahren war, so vertraulich an Mr. Ashley's Seite einherzuwandeln, und daß dieser, bei allen guten Eigenschaften ein zurückhaltender, stolzer Mann, so Arm in Arm mit einem Untergebenen ging, das mußte Cyrill nothwendig in nicht geringes Erstaunen setzen.

Als Mr. Ashley und William eintraten, stand Cyrill in seiner Schürze hinter dem Ladentisch in dem Zimmer des Principals und arbeitete so fleißig, als ob er schon seit wenigstens einer halben Stunde hier stände.

Mr. Ashley ging in sein Zimmer, William aber blieb in dem Mr. Lynn's zurück.

„Guten Morgen, Sir", sagte Cyrill.

„Guten Morgen", entgegnete der Principal.

Dann setzte er sich an sein Pult und öffnete einen auf demselben liegenden Brief. Gleich darauf blickte er empor.

„Cyrill?"

„Ja, Sir."

„Komm einmal her."

Cyrill näherte sich dem Pulte und fühlte sich, wie eine Dame es nennen würde, etwas nervenschwach. Der entscheidende Augenblick war da.

Sollte er auf Lebenszeit versorgt werden und sich einer guten Stellung und der Mittel, als Gentleman zu leben,

erfreuen? Oder behielt ſein Unglücksſtern die Oberhand und verurtheilte ihn — er wußte nicht recht wozu?

„Ich habe mit meiner Tochter geſprochen", hob Mr. Aſhley an. „Sie war über Deine Bewerbung ſehr erſtaunt und erlaubt ſich, dieſelbe auf das beſtimmteſte abzulehnen. Ich möchte Dir empfehlen, die Thatſache, daß Du dieſe Bewerbung überhaupt unternommen, für immer der Vergeſſenheit zu übergeben."

Cyrill zögerte einen Augenblick und machte ein albernes Geſicht.

„Warum?" fragte er ſodann.

„Warum?" wiederholte Mr. Aſhley. „Ich ſollte meinen, dieſe Frage könnteſt Du Dir ſelbſt beantworten und mir die Mühe erſparen. Ich wünſche, wenn Du es nicht ſelbſt verlangſt, durchaus nicht, allzu genau auf die der Vergangenheit und der Gegenwart angehörenden Thatſachen und Gründe einzugehen. So viel aber muß Dir ſofort ſelbſt einleuchten, Cyrill, daß ein ſolcher Antrag von Dir gänzlich am unrechten Orte war. Ich würde denſelben ſchon geſtern ſofort zurückgewieſen und mich in der Ueberraſchung des Augenblicks vielleicht etwas unumwundener ausgeſprochen haben, als Dir lieb geweſen wäre, wenn ich es nicht für angemeſſen erachtet hätte, erſt die Meinung meiner Tochter zu hören."

„Aber warum werde ich zurückgewieſen, Sir?" fuhr Cyrill fort.

Mr. Aſhley machte eine würdevolle Handbewegung.

„Gehe wieder an Deine Arbeit, Cyrill", ſagte er. „Es iſt für Dich vollkommen hinreichend, zu wiſſen, daß Dein Antrag zurückgewieſen wird, ohne daß ich mich weiter über

die Beweggründe auszusprechen brauche. Du würdest dieselben, wie ich schon angedeutet, nicht nach Deinem Geschmack finden."

Cyrill wagte nicht, weiter in Ashley zu dringen. Er kehrte an den Ladentisch zurück und that, als ob er in seiner Arbeit fortführe, obschon er innerlich vor Wuth kochte. Mr. Ashley saß noch eine Weile an seinem Pulte, dann verließ er das Zimmer.

Es dauerte nicht lange, so trat William ein.

„Cyrill", rief er, schnell auf diesen zugehend, „diese Handschuhe darfst Du nicht sortiren. Ich sagte Dir schon gestern, Du solltest sie nicht anrühren."

Cyrill befand sich jetzt in einer Stimmung, die ihn geeignet und geneigt machte, sofort Feuer zu fangen.

„Wie?" rief er. „Glaubst Du, ich hätte Lust, zu thun, was Dir einfällt, mir zu sagen? Probire es künftig nur noch einmal! — weiter sage ich nichts."

„Es sind dies ja aber die allerfeinsten Handschuhe und diese müssen mit der größten Sorgfalt sortirt werden", entgegnete William. „Weißt Du nicht, daß man gegen das Sortiren der letzten Sendung in London Beschwerde erhoben hat? Dem Principal war dies sehr ärgerlich und er trug mir auf, alles Sortiren selbst zu besorgen, bis Mr. Lynn wieder dawäre."

„Ich will aber einmal sortiren", entgegnete Cyrill.

„Dem Befehle des Principals entgegen darfst Du es nicht, und wenn Du es thust, so muß ich alles noch einmal durchsehen."

„So ist's recht! Streiche Dich nur heraus!" schäumte

Cyrill. „Natürlich bist Du ein ausgezeichneter Sortirer und ich ein schlechter.“

„Du könntest ein ebenso guter Sortirer sein wie irgend einer, wenn Du Deiner Arbeit gehörige Zeit und Aufmerksamkeit widmetest. Du scheinst heute Morgen sehr übler Laune zu sein. Was fehlt Dir?“

„Weiter nichts, als daß ich mich auch noch Deiner Herrschaft fügen sollte; aber daraus wird nichts“, entgegnete Cyrill mit immer höher steigendem Zorn, denn zu dem Groll, den er schon lange in seinem Herzen gegen William gehegt, hatte sich in der letzten Zeit auch Neid gesellt.

William gab keine Antwort. Er schob sorgfältig die von Cyrill sortirten Dutzende weiter den Ladentisch hinunter, weil es dort heller war.

„Was soll das heißen?“ rief Cyrill. „Wie kannst Du Dich in meine Arbeit mischen? Diese Handschuhe sind so gut sortirt, als Du es selbst zu thun im Stande bist.“

„Was kann es nützen, Dich so zu ereifern, Cyrill! Glaubst Du, ich sehe Deine Arbeit zu meinem Vergnügen oder um sie zu tadeln noch einmal durch? Ich thue es, weil Mr. Ashley mir befohlen hat, jedes Dutzend, welches versendet wird, selbst zu sortiren, und wenn Du es thust, so ist es schade um die Zeit. Schau her“, setzte er hinzu, indem er ihm zwei oder drei Paar vor die Augen hielt, „diese hier können unmöglich als erste Qualität passiren.“

Cyrill gerieth außer sich vor Wuth. Nicht dieser Tadel seiner Arbeit war es allein, was ihn so furchtbar reizte, sondern ganz besonders die Worte, die Mr. Ashley zu ihm gesprochen, hatten sein Blut in Galle verwandelt,

und es mußte ſich um jeden Preis Luft machen. Er ſchlug William die Handſchuhe aus der Hand, ſo daß ſie in die fernſte Ecke des Zimmers flogen, und verſetzte ihm dann einen heftigen Schlag auf die Bruſt.

William taumelte, denn er war auf einen ſolchen Angriff gänzlich unvorbereitet; ob er denſelben aber erwidert haben würde, iſt ungewiß. Ehe er noch Zeit dazu hatte, ward Cyrill auf einmal von einer kräftigen Hand zurückgeſchleudert und eine ſtrenge Stimme fragte, was ein ſolcher Auftritt bedeuten ſolle.

Die Hand, die Stimme waren die des Fabrikherrn.

Sechstes Kapitel.

Die Explosion.

„Was soll das heißen, Cyrill Dare?“ fragte Mr. Ashley.

Hätte Cyrill geahnt, daß sein Principal so nahe sei, so würde er seine Hitze doch noch bezwungen und sich nicht bis zu offenen Thätlichkeiten hinreißen haben lassen. Er stand an den Ladentisch gelehnt, mit finsterer Stirn und funkelndem Auge; auch William's Gesicht hatte einen zornigen Ausdruck.

Mr. Ashley wartete ruhig und würdevoll auf Antwort.

Es erfolgte keine. Cyrill war zu aufgeregt, um sprechen zu können.

„Willst Du mir die Sache erklären?“ fragte Mr. Ashley, sich zu William wendend. „Schlägerei in meinem Comptoir!“

„Ich kann es nicht erklären, Sir“, entgegnete William, der sich allmälig wieder faßte. „Ich verstehe es nicht. Ich habe, soviel ich weiß, nichts gethan, was Cyrill hätte reizen können.“

„Was ſind das für Handſchuhe, die dort in der Ecke liegen?"

„Ich zeigte ſie ihm, ich ſagte ihm, daß dieſelben nicht unter die erſte Qualität taugten."

„Sie taugen aber darunter!" entgegnete Cyrill, ſein Schweigen brechend. „Ich weiß, daß ich kein Paar darunter ſortirt habe, welches nicht darunter gehört hätte."

Der Fabrikherr ging und hob die Handſchuhe ſelbſt auf. Dann hielt er ſie gegen das Licht und drehte ſie in den Händen herum.

„Zwei von dieſen Paaren würde ich unter die zweite Qualität und eins unter die dritte werfen", bemerkte er. „Du mußt im Schlafe geweſen ſein, als Du dieſes da als erſte Qualität betrachteteſt", fuhr er fort, indem er auf das letztere Paar zeigte und zu Cyrill Dare ſprach. „Es hat ja einen bedeutenden Fehler."

„Natürlich, Sie nehmen allemal Halliburton's Partie, Sir, mag er ſagen, was er will. Es iſt dies ſchon ſeit langer Zeit ſo."

Cyrill ſprach in einem Tone, wie ihn innerhalb der Mauern dieſer Fabrik noch niemand gegen den Chef anzunehmen gewagt hatte. Dieſer drehte ſich nach ihm herum und ſagte ruhig und bedeutſam:

„Du vergiſſeſt Dich, Cyrill Dare."

„Alles, was er thut, iſt recht, und alles, was ich thue, iſt unrecht", behauptete Cyrill hartnäckig. „Sie begegnen ihm, Sir, gerade ſo, als ob Sie nicht mich, ſondern ihn als den Gentleman betrachteten."

Ein Lächeln, welches einen zu ſpöttiſchen Ausdruck

hatte, als daß es hätte Cyrill gefallen können, umſpielte Mr. Aſhley's Lippen.

„Was ſagſt Du da von Gentleman, Cyrill? Sage es doch noch einmal! Ich möchte es noch einmal hören.“

Cyrill's Ohr entdeckte die in Aſhley's Worten liegende Ironie ſofort und ſeine Laune ward dadurch keine beſſere.

„Mr. Aſhley“, hob er an, „dieſen Zuſtand der Dinge kann ich mir nicht gefallen laſſen. Ich bin nicht hier, um mir von Halliburton befehlen zu laſſen, und wenn die Sache nicht anders eingerichtet werden kann, ſo muß einer von uns die Fabrik meiden.“

„Nun, da es einmal ſo weit gekommen iſt, ſage ich daſſelbe“, unterbrach William. „Es iſt die höchſte Zeit, daß der Sache ein Ende gemacht werde. Cyrill, Du haſt mich gezwungen, zu ſprechen, und Du mußt nun die Folgen auf Dich nehmen. Sir“, fuhr er zu dem Fabrikherrn gewendet fort, „meine Autorität über die Arbeiter wird in Gegenwart derſelben lächerlich gemacht. Das darf doch wohl nicht ſein.“

„Von wem?“ fragte Mr. Aſhley.

„Dieſe Frage bitte ich an Cyrill zu richten, Sir.“

Der Fabrikherr wendete ſich zu Cyrill und ſagte:

„Haſt Du das wirklich gethan?“

„Es iſt wohl möglich“, entgegnete Cyrill grob.

„Du weißt, daß Du es ganz gewiß gethan haſt“, entgegnete William. „Erſt geſtern, als ich den Färbern etwas auftrug, machteſt Du alles, was ich ſagte, lächerlich, und einer der Leute fragte, ob ich wirklich Befehl erhalten hätte, ihnen dies zu ſagen. Wenn die mir verliehene Autorität

auf dieſe Weiſe untergraben wird, ſo werden die Arbeiter mir ſehr bald offen Trotz bieten."

Mr. Aſhley's Geſicht nahm einen zornigern Ausdruck an, als William jemals darin geſehen. Er ſchwieg einen Augenblick, ſeine Lippen bebten und dann riß er die Thür des Comptoirs auf.

„Dick!" rief er.

Dick, einer der ſchwarzen Laufburſchen, kam auf den Ruf und den ungewöhnlich ſtrengen Ton deſſelben herbeigeeilt.

„Was befehlen Sie, Sir?"

„Läute die große Glocke."

Dick machte große Augen, als er dieſen Befehl vernahm. Zwiſchen zehn und elf Uhr Morgens die große Glocke läuten, war ein Wunder, welches, ſoviel Dick ſich erinnern konnte, noch nie vorgekommen war. Die Befehle des Herrn mußten aber ſtets ſofort befolgt werden und Dick ergriff die Glocke, trug ſie an den gewohnten Ort und läutete ſie aus Leibeskräften.

Der Fabrikherr ſchaute in das Ablieferungszimmer.

„James Meeking", ſagte er, „ich habe die Glocke zum Verſammeln der Arbeiter läuten laſſen. Sagt ihnen, ſie ſollten in mein Zimmer kommen. Ihr und Caſt werdet auch mitkommen."

Die Arbeiter kamen von allen Seiten herbeigeſtrömt und ihr Erſtaunen war ebenſo groß als das Dick's. Was hatte dieſer plötzliche Sammelruf zu bedeuten? Neugierig drängten ſie ſich herbei. Dick, der in den Hintergrund zurückweichen mußte, erkletterte die Thürpfoſte und hielt ſich auf unerklärliche Weiſe daran feſt.

Mr. Ashley zog William neben sich und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Ich habe soeben erfahren", hob er dann an, „daß die Autorität, mit welcher ich Mr. Halliburton bekleidet, nicht von allen Arbeitern in meiner Fabrik unbedingt respectirt wird. Ich habe Euch deshalb hierher berufen, um Euch mündlich meine Instructionen in dieser Beziehung zu geben, damit in Zukunft kein Mißverständniß obwalte. Welche Befehle und Anordnungen er auch ertheilen möge, so werdet Ihr dieselben gerade so aufnehmen, als ob sie von mir selbst ausgingen. Ich ertheile ihm hiermit unbeschränkte Vollmacht. Während meiner Abwesenheit, mag dieselbe nun eine Stunde oder einen Tag oder noch länger dauern, vertritt Mr. Halliburton stets meine Stelle."

Die Arbeiter nickten mit den Köpfen und gingen hinaus bis in das Ablieferungszimmer, wo sie beisammen stehen blieben, um sich miteinander zu besprechen. Nach einer kleinen Weile sah man einen von ihnen in das Comptoir zurückkehren. Es war ein alter Mann mit grauem Haar, ein Ledersortirer.

„Wir sind", hob er zu Mr. Ashley gewendet an, „Mr. Halliburton's Befehlen, soviel wir uns entsinnen können, niemals ungehorsam gewesen, und wenn wir es aus Versehen und ohne Absicht gethan haben, so bitten wir deswegen um Verzeihung. Nächst Ihnen selbst, Sir, könnten wir keinen bessern Herrn wünschen als den jungen Mr. Halliburton. Wir haben ihn so lieb, Sir, als wenn er Ihr eigener Sohn wäre."

„So ist's recht, Leute", entgegnete Thomas Ashley in heiterm Tone.

Ward aber Cyrill dadurch nicht auch in den Hintergrund gedrängt? Allerdings geschah dies in ebenso hohem Grade, wie mit Dick, und Cyrill hatte keine Thürpfoste, die er erklettern konnte. Er stand mit dem Rücken nach den Arbeitern und mit dem Gesicht nach dem Ladentisch gewendet.

Als die Arbeiter fort waren, drehte er sich herum und ging auf den Fabrikherrn zu.

„Dies ist der Platz, den ich auszufüllen gedachte," sagte er. „Es ist der Platz, der mir versprochen ward."

„Ich habe ihn Dir nicht versprochen", entgegnete Mr. Ashley. „Es ist mir nicht eingefallen, ihn Dir zu versprechen. Vor sehr langer Zeit ist vielleicht unter gewissen Voraussetzungen davon gesprochen worden, daß Du diesen Platz einmal einnehmen könntest, unter gewissen Voraussetzungen, sage ich."

„Unter welchen Voraussetzungen denn, Sir?"

„Unter der, daß Deine Aufführung und Fähigkeit Dich dazu geeignet erscheinen ließen."

„Was haben Sie gegen meine Aufführung zu erinnern, Sir?" entgegnete Cyrill in heftigem Tone.

„Deine Aufführung ist schlecht", sagte Mr. Ashley kurz; „gleißnerisch vor den Augen der Welt und unmoralisch, wo Du nicht beobachtet zu sein glaubst. Ich habe Dir schon früher einmal gesagt, daß ich nicht gern in Einzelheiten eingehen möchte. Du selbst mußt, dächte ich, wünschen, daß dies nicht geschehe."

Cyrill schwieg.

„Ich hatte Grund zu hoffen, Sir", hob er nach einer

Weile wieder an, „daß Sie mich als Theilhaber in Ihr Geſchäft aufnehmen würden.“

„Ich habe Dir dieſe Hoffnung nicht gemacht“, ſagte der Fabrikherr.

„Mein Vater und meine Mutter haben mir dieſe Ausſicht gleich bei meinem Eintritt in Ihre Fabrik eröffnet.“

„Dafür kann ich nicht. Ich habe ihnen keinen Grund dazu gegeben.“

„Meine Aeltern ſagten ſtets, ich ſei zu Ihrem Geſchäftstheilhaber und Schwiegerſohn beſtimmt“, beharrte Cyrill.

„Wirklich? Nun dann iſt es ja ſehr freundlich von Deinen Aeltern, daß ſie über meine Angelegenheiten entſcheiden und auch ſogar über meine Tochter verfügen. Darf ich vielleicht fragen, welche Beſtimmung ſie meiner Gattin und meinem Sohne zugedacht haben?“

Cyrill ward durch dieſe Worte wieder auf das bitterſte gereizt und hätte die größte Luſt gehabt, ſich an Mr. Aſhley ebenſo zu vergreifen wie kurz zuvor an William.

„Würde ich mich wohl jemals zur Schande für meine Familie ſo weit erniedrigt haben, als Lehrling in eine Handſchuhfabrik einzutreten, wenn ich gewußt hätte, daß ich blos als ein Arbeiter betrachtet werden ſollte?“ rief er. „Nein, Sir, das würde ich nimmermehr gethan haben. Es iſt mir aber ſchon recht, warum bin ich meiner Stellung als Gentleman untreu geworden.“

Mr. Aſhley hätte geradeaus lachen können, wenn ihn nicht das Gefühl des Mitleids davon zurückgehalten hätte.

Er empfand wirklich Mitleid mit Cyrill. Er glaubte, die unglückliche Richtung, in welcher die jungen Dares

ſich entwickelt, ſei durch ihre Erziehung herbeigeführt worden, und dies hatte ihn bewogen, gegen Cyrill Rückſicht zu nehmen. Welche Rückſichten er ſeit langer Zeit genommen, dies war nur ihm allein bekannt. Cyrill ahnte es vielleicht.

„Es iſt eine Schande!“ rief Cyrill. „Eine ſolche Begegnung iſt ein offenbarer an mir verübter Betrug. Ich war berechtigt zu erwarten, daß Sie mich zu Ihrem Compagnon machen würden.“

„Warte ein wenig, Cyrill; ich will Dich über dieſen Punkt aufklären. Der Vorſchlag, daß Du bei mir in die Lehre treten ſollteſt, ging zuerſt von Deinem Vater aus. Er kam eines Tages zu mir hierher in dieſes ſelbe Zimmer und ſagte, er glaube, ich würde meinen Sohn Henry nicht zu meinem Geſchäftscompagnon beſtimmen, und es würde dies daher eine gute Gelegenheit für ſeinen Sohn Cyrill — für Dich — ſein. Er deutete zugleich darauf hin, daß ich jemand zu meinem Nachfolger zu machen wünſchen würde, und daß Du vielleicht auf dieſe Ausſicht hin bei mir eintreten könnteſt. Ich lehnte es jedoch entſchieden ab, dieſe Hindeutung auch nur im mindeſten durch vorläufige Zuſtimmung zu ſanctioniren, und enthielt mich, auch nur ein unbeſtimmtes ‚Das wäre wohl möglich‘ darauf zu erwidern. Ich ſagte Deinem Vater blos, wenn die Zeit käme, wo ich mich nach einem Nachfolger umſehen müßte, und wenn ich dann fände, daß Du mir treu gedient hätteſt und Deine Aufführung ebenſo tadellos wäre wie Dein Herz, ſodaß ich Dir mein volles Vertrauen ſchenken könnte, ſo ſollteſt Du den Vorzug vor jedem Andern haben. Dies ſagte ich, Cyrill, aber weiter nichts.“

„Und warum wollen Sie mir dieſen Vorzug nicht geben, Sir?“

Mr. Aſhley ſah Cyrill an, als ob er ſich wunderte, daß er überhaupt dieſe Frage thun könne. Er neigte ſich vorwärts und ſprach in leiſem, aber bedeutungsvollem Tone:

„Wenn Deine Aufführung ebenſo tadellos wäre wie Dein Herz, ſagte ich, Cyrill. Dies war unerläßliche Bedingung.“

Cyrill ſchlug vor Mr. Aſhley's Blick die Augen nieder. Sein Gewiſſen rührte ſich vielleicht und er hatte noch Ehrgefühl genug, um ſich vor ſich ſelbſt zu ſchämen.

Es trat eine Pauſe ein.

Nach einer Weile blickte Cyrill wieder auf.

„Dann ſoll ich alſo annehmen, Sir“, ſagte er, „daß alle Hoffnung, Ihr Geſchäftstheilhaber und Nachfolger zu werden, für mich zu Ende iſt?“

„Allerdings. Dieſe Hoffnung iſt ſchon ſeit mehreren Jahren zu Ende, Cyrill. Es wäre unrecht von mir, wenn ich anders als vollkommen aufrichtig gegen Dich handeln wollte. Sollteſt Du auch alle Fehler, welche Du bis jetzt gezeigt, ablegen und in den Augen von Helſtonleigh ein Muſter von Vortrefflichkeit werden, ſo könnte ich doch niemals zugeben, daß Dein Name mit dem meinigen in Verbindung gebracht würde. Schon der Gedanke daran iſt mir widerwärtig.“

Cyrill bezwang ſeltſamerweiſe ſeine leidenſchaftliche Hitze.

„Vielleicht thäte ich dann beſſer, wenn ich Ihr Geſchäft verließe, Sir?“ fragte er.

„Du kannſt bleiben, bis Du ein Unterkommen gefun-

den haſt, welches Dir beſſer zuſagt", antwortete Mr. Aſhley; „vorausgeſetzt natürlich, daß Du Dich ſo beträgſt, wie ich es verlange."

„Ich ſoll bleiben und am Ende ohne allen Zweck?" rief Cyrill. „Nein, dazu verſtehe ich mich nimmermehr! Wenn ich abhängig bleiben muß, ſo will ich es wenigſtens anderwärts verſuchen. Hier bin ich es überdrüſſig."

Er riß ſich die Schürze vom Leibe, ſchleuderte ſie auf die Diele und ging hinaus, ohne weiter ein Wort zu ſagen. Er ſtampfte ſo wüthend durch das Ablieferungszimmer, daß James Meeking ſich herumdrehte, um ihn anzuſehen, und Dick, der ſich gerade auf dem Rande eines aufrechtſtehenden Kohlenkaſtens balancirte, glaubte, er müſſe die Feuerwehr holen. Seine Gedanken hierüber wurden jedoch durch den Schall der Stimme des Fabrikherrn geſtört, der ihn zu ſich hineinrief.

Dick eilte in das Comptoir und erhielt hier Befehl, die Schürze wegzunehmen. Dick hob ſie auf, wickelte ſie ſorgfältig zuſammen und entfernte ſich damit, um ſie für Mr. Cyrill aufzuheben. Er ahnte nicht, daß die Fabrik dieſen nicht wiederſehen würde.

Mr. Aſhley lachte ruhig vor ſich hin.

„Er glaubt, er habe ſich durch den Eintritt in meine Fabrik erniedrigt", ſagte er. „Er glaubt, es habe dies ſeiner Familie, den hochgeborenen Dares, zur Schande gereicht! Der arme Cyrill! William, betrachteſt Du die Sache auch von dieſer Seite?"

William war in dem Zimmer geblieben, ohne ſich an dem Streit in dem letzten Stadium deſſelben zu betheiligen. Er hatte, mit dem Rücken nach Mr. Aſhley und Cyrill ge-

wendet, dageſtanden und ſeiner Beſchäftigung obgelegen. Jetzt drehte er ſich herum.

„Sir“, antwortete er, „Sie wiſſen, daß dies nicht der Fall iſt.“

„Du ſagteſt mir einmal, meine Fabrik böte kein Feld zum Vorwärtskommen. Welches Wort war es nur, deſſen Du Dich bedienteſt? Sagteſt Du nicht ‚Ehrgeiz‘? Allerdings, für den Ehrgeiz gibt es hier kein großes Terrain. Ich bin aber nichtsdeſtoweniger mit meiner Carrière zufrieden, obſchon ich weiter nichts bin als der Handſchuhfabrikant Thomas Aſhley.“

Er war zufrieden! Wie mancher wäre ſtolz darauf geweſen, wenn er eine Stellung, wie die Thomas Aſhley's, hätte einnehmen können. William ſagte dies aber nicht. Er begann von Cyrill Dare zu ſprechen.

„Glauben Sie, daß er wiederkommen werde, Sir?“ fragte er.

„Nein, das glaube ich nicht“, entgegnete Mr. Aſhley. „Sollte er auch kommen, ſo würde er doch die Thüren verſchloſſen finden. Er iſt freiwillig gegangen und ich werde ihm nicht erlauben, wiederzukommen.“

„Es thut mir ſehr leid“, bemerkte William. „Ich bin zum Theil ſchuld daran.“

„Beunruhige Dich deswegen nicht. Ich habe Cyrill hier blos *geduldet*, und das iſt das Beſte, was ſich davon ſagen läßt.“

„Er wird aber dieſen Vorfall als ein Unglück betrachten.“

„Als einen Triumph, mußt Du ſagen. Etwas Anderes wird es für ihn nicht ſein. Er hat die Fabrik von dem Augenblick an, wo er ſie zuerſt betreten, von ganzem Herzen

gehaßt, und wenn wir ihn ſehen könnten, ſo würden wir uns überzeugen, daß er vor Freuden über ſeine Emancipation auf einem Beine tanzt. Cyrill Dare mein Compagnon! Das wäre noch beſſer!"

William fuhr in ſeiner Arbeit fort ohne etwas zu ſagen. Mr. Aſhley hob wieder an:

„Ich muß mich aber nach jemand umſehen, der ſich für den Platz eignet, nach welchem Cyrill trachtete. Kannſt Du mir vielleicht jemand empfehlen, William?"

Mr. Aſhley ſtand jetzt neben William und ſah ihm zu, während er die von Cyrill liegengelaſſenen Handſchuhe durchſah. Dem jungen Manne ſtieg die dunkle Röthe ins Geſicht empor. Mr. Aſhley legte die Hand auf ſeine Schulter und ſprach in leiſem, tiefbewegtem Tone:

„Du weißt, wen ich meine, Du, den ich faſt als meinen Sohn betrachte. Und wenn Thomas Aſhley's Haupt im Grabe ruht, wird der erſte Fabrikant dieſer Stadt William Halliburton heißen."

Ein lautes Pochen an der Thür unterbrach die Worte des Fabrikherrn. Er drehte ſich herum und erblickte Mr. Dare. Cyrill war nämlich faſt unmittelbar, nachdem er die Fabrik verlaſſen, ſeinem Vater auf der Straße begegnet, hatte ihm ſofort einen im höchſten Grade übertriebenen Bericht über das Vorgefallene erſtattet, und Mr. Dare kam nun, wie er ſagte, um zu hören, wie die Sache eigentlich ſtände.

William verließ das Zimmer. Er konnte nicht umhin, das niedergebeugte, kummervolle Ausſehen des unglücklichen Vaters zu bemerken. Mr. Aſhley erzählte die nähern Umſtände, und Mr. Dare mußte zugeben, daß ſein Sohn ſich auf tadelnswerthe Weiſe übereilt habe.

„Ich geſtehe, daß dem ſo zu ſein ſcheint", ſagte er. „Er hat ſich jedenfalls durch ſein hitziges Temperament hinreißen laſſen. Aber, Mr. Aſhley, Sie ſollten doch wohl einige Rückſicht nehmen; wir ſind ja Verwandte."

„Was verſtehen Sie unter der Rückſicht, die ich nehmen ſoll?"

„Sie müſſen William Halliburton entlaſſen. Cyrill wird ſich einmal mit ihm nie vertragen lernen. Thun Sie uns daher den Gefallen und ſchicken Sie den jungen Mann fort."

„Ich ſoll William Halliburton fortſchicken?" wiederholte Mr. Aſhley höchlich überraſcht. „Ebenſo gut könnte ich mich ſelbſt fortſchicken. William iſt die rechte Hand des Geſchäfts. Ohne mich hätte dieſes ſeinen Fortgang, aber ich glaube nicht, daß es ihn entbehren könnte."

„William's Arbeiten könnten ja durch Cyrill beſorgt werden."

„Nein, dazu beſitzt Cyrill nicht die nöthige Fähigkeit und —"

„Cyrill erklärt, er werde die Fabrik nicht wieder betreten, ſolange Halliburton darin ſei", unterbrach ihn Mr. Dare.

„Cyrill wird die Fabrik auf keinen Fall wieder betreten", entgegnete Mr. Aſhley ruhig. „Cyrill und ich, wir ſind für immer geſchiedene Leute. Ich will Ihnen, da Sie einmal hier ſind, ſeinen Lohn für dieſe Woche auszahlen, obſchon er geſetzlich keinen Anſpruch darauf hat."

Mr. Dare ſchaute mit düſterem Blicke vor ſich hin. Er hatte dies alles ſchon ſeit einiger Zeit kommen ſehen.

„Sie verſprachen mir aber doch, für ſein Fortkommen

zu ſorgen, Mr. Aſhley, ihn als Geſchäftstheilhaber aufzunehmen und —"

„Sie werden ſich entſinnen, daß ich kein derartiges Verſprechen gegeben habe", ſagte Mr. Aſhley. „Ich habe dies auch ſchon zu Cyrill geſagt. Alles, was ich ſagte — und ein ſcharfblickender Geſchäftsmann, wie Sie, mußte mich ganz gewiß richtig verſtehen", ſetzte er mit Beziehung hinzu — „war, daß ich Cyrill eher als einen Andern wählen würde, dafern er ſich dieſes Vorzugs würdig erwieſe. Die Umſtände ſcheinen aber der Ausführung dieſer Idee vollſtändig entgegen gewirkt zu haben, Mr. Dare."

„Was für Umſtände?"

Mr. Aſhley antwortete nicht ſofort und die Frage ward daher in haſtigem, faſt gebieteriſchem Tone wiederholt. Nun antwortete Mr. Aſhley.

„Ich wünſche durchaus nicht", ſagte er, „ein Wort zu ſagen, welches unnöthigerweiſe Ihr Gefühl verletzte; in einer Geſchäftsſache aber, glaube ich, bleibt nichts weiter übrig, als gerade mit der Sprache herauszugehen. Die traurige Berühmtheit, welche Ihre Söhne in einer und der andern Beziehung erlangt haben, hat den Namen Dare zu einem ſo vielgenannten gemacht, daß er ſchon aus dieſem Grunde niemals mit dem meinigen aſſociirt werden könnte."

„Wie meinen Sie das?" fragte Mr. Dare.

Mr. Aſhley würde gar nicht geglaubt haben, daß dieſe Worte eine wirkliche Frage ſein ſollten, wenn nicht augenſcheinlich auf die Antwort gewartet worden wäre.

„Sie fragen, wie ich dies meine", ſagte er. „Daran brauche ich Sie doch wohl ſchwerlich zu erinnern. Das Aufſehen, welches in mehr als einer Beziehung durch den

Tod Anthony's — es thut mir leid, den armen jungen Mann auf dieſe Weiſe zur Sprache zu bringen — erregt ward, die Umſtände, von welchen Herbert's Criminalproceß begleitet war, die —"

„Herbert war unſchuldig", unterbrach ihn Mr. Dare.

„An der Mordthat war er ohne Zweifel ebenſo unſchuldig als Sie oder ich, das gebe ich zu. Dennoch aber wird ſein Name in andern Beziehungen nicht auf ſonderlich ehrenhafte Weiſe genannt. Bedenken Sie zum Beiſpiel das Gerücht, welches aus Deutſchland zu uns herübergetragen worden und jetzt die Stadt in Erſtaunen ſetzt."

„Herbert iſt ein Dummkopf!" rief Mr. Dare ärgerlich.

„Alles dies aber gereicht ſeinem Namen und ſeiner Familie zum großen Nachtheil", ſchloß Mr. Aſhley und that, als ob er Mr. Dare's letzte Bemerkung nicht gehört hätte.

„Die Fehler ſeiner Brüder ſollten aber für Sie kein Grund ſein, Cyrill zu verſtoßen."

„Sie ſind auch nicht der Grund, aus welchem ich ihn verſtoße", entgegnete Mr. Aſhley ruhig.

„Nicht? So eben ſagten Sie es doch!"

„Ich ſagte, die traurige Berühmtheit, welche der Name Dare durch Ihre Söhne erlangt, würde mich abhalten, dieſen Namen mit dem meinigen zu aſſociiren. Wenn ich ſage: Ihre Söhne, ſo ſchließe ich auch Cyrill ſelbſt mit ein. Dieſer iſt ſich ſelbſt das größte Hinderniß. Ständen ſeine Brüder auch in gutem Rufe, ſo iſt dies doch mit ihm nicht der Fall."

„Was haben Sie denn gegen ihn zu erinnern?" fragte Mr. Dare.

„Darüber möchte ich mich nicht gern aussprechen. Einen großen Theil davon müssen Sie ja selbst wissen.“

„Fahren Sie fort!“ rief Mr. Dare, indem er sich in seinem Stuhl vorwärts neigte und das Kinn auf den Stock stützte, als ob er sich ruhig darauf gefaßt mache, das Ganze zu hören.

„Cyrill's Aufführung ist eine unmoralische; er —“

„Er begeht dumme Streiche wie alle jungen Leute“, warf Mr. Dare ein. „Mit der Zeit wird er sie aber schon lassen.“

„Die dummen Streiche des Jünglings werden bei dem Manne zuweilen zu Verbrechen“, entgegnete der Fabrikherr. „Ich bin dem Himmel dankbar, daß mein Sohn frei davon ist.“

„Ihr Sohn“, entgegnete Mr. Dare, seinen verächtlichen Ton hinter einem gezwungenen Husten verbergend, „Ihr Sohn kann nicht nach der allgemeinen Regel beurtheilt werden. Seine schwächliche Gesundheit erlaubt ihm nicht auszuschweifen. Jungen Leuten dagegen, die gesund und kräftig sind, muß man es wohl verzeihen, wenn sie zuweilen ein wenig über die Stränge schlagen.“

Die Stirn des Fabrikherrn umwölkte sich.

„Sie irren sich, Mr. Dare. Junge Leute von wirklichem Werth, auch wenn sie gesund und kräftig sind, enthalten sich solcher Thorheiten. Die Meinungen haben sich in dieser Beziehung sehr geändert. Die Gesellschaft wird bei der immer höher steigenden Aufklärung der Welt verständiger, und ein unmoralischer Lebenswandel wird, wenngleich der, der ihn führt, ein sogenannter fashionabler junger Mann ist, jetzt beim rechten Namen genannt. Würden Sie es wohl glauben, daß Cyrill mehr als einmal in — ich

ſcheue mich, das Wort auszuſprechen, es iſt ein gar ſo häßliches — betrunkenem Zuſtande hierher gekommen iſt? Bedenken Sie, in betrunkenem Zuſtande, Mr. Dare!"

„Das kann ich nicht glauben."

„Es iſt aber ſo."

„Dann iſt er ein großer Narr!" rief Mr. Dare im höchſten Grade aufgebracht.

„Ueberdies iſt er lügenhaft und träg, doch hierauf will ich nicht weiter eingehen. Hatten Sie Kenntniß von dem Antrage, den Cyrill mir geſtern in Bezug auf meine Tochter gemacht hat?"

„Nein, davon weiß ich nichts."

„Er erzeigte mir die Ehre, ihr einen Heirathsantrag zu machen."

Mr. Dare richtete raſch den Kopf empor, ſagte aber nichts. Der Fabrikherr fuhr fort:

„Er ſagte geſtern, er handle Ihrem Rathe gemäß. Heute wiederholte er, Sie und Ihre Gemahlin hätten ihn ſelbſt veranlaßt, ſein Augenmerk auf Mary zu richten."

„Das mag ſein", entgegnete Mr. Dare. „Aber daß er ſeinen Antrag wirklich geſtellt hat, davon iſt mir nichts bekannt geweſen."

„Aber — Sie müſſen mich entſchuldigen, wenn ich mich abermals ganz ungeſchminkt ausſpreche — wie haben Sie jemals eine ſo abenteuerliche Idee hegen können?"

„Vielleicht wären Sie ſogar geneigt, es eine anmaßende zu nennen?" rief Mr. Dare aufgebracht.

„Ja, allerdings nenne ich ſie ſo", entgegnete Mr. Aſhley. „Als etwas Anderes iſt ſie nicht zu betrachten, das würde Ihnen jeder Unparteiiſche ſagen. Ich laſſe Cyrill's Mangel

an Mitteln hier gänzlich unberührt und spreche blos von der Angemessenheit des Projects. Daß Cyrill auf ein Ehebündniß mit Mary Ashley hoffen konnte, war im höchsten Grade anmaßend. Es hat mir dies sehr mißfallen und mein Sohn Henry betrachtet es geradezu als eine Beleidigung."

„Was ist Ihr Sohn Henry?" entgegnete Mr. Dare in verächtlichem Tone. „Ein hypochondrischer Träumer. Ich frage Sie: Ist Cyrill nicht von ebenso guter Geburt wie Mary Ashley?"

„Ist er auch ebenso gut erzogen? Beweist er, daß er dies ist? Der Lebenswandel des Menschen ist von weit größerer Bedeutung als seine Geburt."

„Es scheint aber, als legten Sie auf die Erziehung ebenso wenig Gewicht als auf die Geburt, denn sonst würden Sie William Halliburton nicht auf gleichen Standpunkt mit sich selbst erheben."

Der Fabrikherr heftete seine ausdrucksvollen Augen auf Mr. Dare.

„William's Geburt", sagte er, „ist jedenfalls ebenso gut als die Ihrer Familie und der meinigen. Die Mutter seines Vaters und der Vater Ihrer Gattin waren Geschwister."

Mr. Dare blickte überrascht auf.

„Davon weiß ich nichts", sagte er etwas kurz. „Ich weiß blos, wie dieser junge Mann und seine Brüder aufgezogen worden sind."

„Ich weiß es auch", sagte Mr. Ashley, „und kann blos wünschen, daß noch recht viele Menschen in der Welt auf dieselbe Weise aufgezogen worden wären."

„Wie? Dieſe jungen Männer ſind ja zur Arbeit erzogen!“ rief Mr. Dare erſtaunt. „Sie haben ja gar nicht die Erziehung von Gentlemen genoſſen. Sie haben zuweilen nicht ſatt zu eſſen gehabt.“

Dieſe letzten Worte reizten den Fabrikherrn unwillkürlich zum Lachen.

„Jedenfalls ſcheint aber der Mangel an Nahrung ihrem Wachsthum und ihrer phyſiſchen Entwickelung überhaupt nicht hinderlich geweſen zu ſein“, entgegnete er mit einem Anflug von Sarkasmus in ſeinem Tone. „Es ſind lauter ſchöne, gutgewachſene junge Männer und Gentlemen ſind ſie auch, mögen ſie nun als ſolche erzogen worden ſein oder nicht, Gentlemen der äußern Erſcheinung, den Manieren, dem Kopf und dem Herzen nach.“

„Na, meinetwegen mögen ſie ſein, was ſie wollen“, hob Mr. Dare wieder an: „Ich bin nicht hierher gekommen, um von dieſen Leuten, ſondern um von Cyrill zu ſprechen. Daß Sie William Halliburton zu der Stellung erhoben haben, welche eigentlich Cyrill zukommt, iſt eine offenbare Ungerechtigkeit. Cyrill ſagt, Sie hätten heute Morgen Ihren Arbeitern angekündigt, daß Halliburton nächſt Ihnen hier Herr ſei. Das iſt — ich erkläre dies nochmals — eine offenbare Ungerechtigkeit.“

„Noch nie hat ein Menſch Urſache gehabt, mich einer Ungerechtigkeit zu zeihen“, antwortete Thomas Aſhley mit Nachdruck. „Ich bin gegen Cyrill weit gerechter geweſen, als er es verdient. Doch nein. Gerecht iſt nicht das richtige Wort. Ich bin gegen ihn weit nachſichtiger geweſen, als er es verdient. Soll ich Ihnen ſagen, daß ich ihn blos aus purem Mitleid und in der Hoffnung hier behalten habe,

die Rückſicht, die ich auf ihn nahm, werde ihn veranlaſſen, endlich einmal ein neues Leben anzufangen und ſeine Fehler abzulegen? Ich wollte ihn nicht fortſchicken und dadurch zum Stadtgerede machen. Tief im Schooße meiner eigenen Erinnerung und ohne jemand ein Wort davon zu ſagen, begrub ich den großen Fehltritt, deſſen er ſich hier ſchuldig gemacht hatte. Er war jung und ich wollte ihm nicht an der Schwelle ſeines Lebens als Geſchäftsmann den guten Namen rauben."

„Eines großen Fehltritts?" fragte Mr. Dare zögernd und mit halb erſchrockener Miene.

Thomas Aſhley neigte ſich vorwärts und ſenkte ſeine Stimme zu einem leiſen Geflüſter herab.

„Als das Werthpapier aus meinem Pulte geſtohlen wurde, fiel vielleicht Ihr Verdacht ebenſo auf ihn, wie es bei mir der Fall war."

Es erfolgte keine Antwort, wenn nicht ein Stöhnen des unglücklichen Vaters eine ſolche genannt werden konnte. Seine Hände, auf welche er ſein Kinn ſtützte, ruhten noch auf ſeinem Stock.

Mr. Aſhley hob wieder an:

„Ich gewann, obſchon nicht gleich von vornherein, die Ueberzeugung, daß der Thäter kein anderer ſei als Cyrill, und ich überlegte, was ich thun ſollte. Auf den erſten Impuls fühlte ich mich geneigt, ihn fortzuſchicken, wenn auch nicht zur gerichtlichen Unterſuchung ziehen zu laſſen. Das Letztere hätte mir, da es ſich um einen Verwandten meiner Frau handelte, ſelbſt unangenehm ſein müſſen. Was ſollte ich aber ſonſt mit ihm thun? Ihn ohne Zeugniß in die weite Welt hinausjagen? Denn ein

Zeugniß, mittels deſſen er einen andern Vertrauensposten hätte bekommen können, wollte und konnte ich ihm nicht geben. Ich beſchloß daher, ihn auch noch ferner zu behalten. Um ſeiner ſelbſt willen wollte ich ihm Gelegenheit geben, wieder gutzumachen, was er in ſeinem Leichtſinn und der augenblicklichen Verſuchung nachgebend verbrochen hatte. Ich ſprach unter vier Augen mit ihm. Ich ſagte ihm nicht geradezu, daß ich von ſeiner Schuld überzeugt ſei, aber er mußte nothwendig verſtehen, daß ich Verdacht gegen ihn hätte. Ich ſagte ihm, ſeine Aufführung ſei keine gute und nicht von der Art geweſen, daß ich ſie gutheißen könnte, doch wollte ich um ſeinetwillen die Vergangenheit in Schweigen begraben und noch einen letzten Verſuch mit ihm machen. Ich gab ihm ſehr deutlich zu verſtehen, was die Folgen der geringſten Wiederholung ſeines Fehltritts ſein würden, und daß ich mich durch keine Rückſicht, weder auf mich ſelbſt noch auf ihn, bewegen laſſen würde, ſo etwas zum zweiten Male zu überſehen. Somit blieb er, während ich ihn fortwährend ſcharf im Auge behielt und in Bezug auf den Schutz meines Eigenthums geeignete Vorſicht beobachtete und nie wieder einen Schlüſſel ſtecken ließ. James Meeking befahl ich, Cyrill niemals wieder zur Aushülfe beim Auszahlen der Leute oder beim Nachzählen der Scheidemünzpackete zu verwenden, und als James Meeking mich hierauf verwundert und fragend anſah, ſetzte ich hinzu, es ſei kein Grund vorhanden, Cyrill zu einer Beſchäftigung zu nöthigen, die ihm einmal zuwider ſei, da ja Caſt oder im Nothfalle Halliburton zur Aushülfe herbeigerufen werden könnten. Sie dürfen daher durchaus nicht glauben, Mr. Dare, daß ich gegen

Ihren Sohn ungerecht gewesen sei. Wenn ich in Bezug auf ihn einen Fehler begangen habe, so hat derselbe darin bestanden, daß ich allzu nachsichtig gewesen bin."

Es trat eine lange Pause ein. Mr. Dare konnte wahrscheinlich nicht umhin, die Richtigkeit dessen, was Mr. Ashley sagte, zuzugestehen.

„Welchen Anlaß hat er Ihnen seitdem zu fernern Klagen gegeben?" fragte er.

„Durch Diebstahl allerdings nicht, wohl aber durch seine Aufführung im Allgemeinen. Er ist lügenhaft; er ist hier in dem Zustande erschienen, den ich Ihnen schon angedeutet; er ist unverbesserlich arbeitsscheu. Er glaubt wahrscheinlich, weil ich keinen sehr selbstthätigen Antheil an der Beaufsichtigung meines Geschäfts und meiner Arbeiter nehme, ich säße hier mit geschlossenen Augen, ohne von dem, was um mich herum vorgeht, etwas zu sehen oder zu wissen. Dies ist aber ein großer Irrthum von ihm. Ich bin von allem unterrichtet, beinahe ebenso genau, wie es Samuel Lynn sein würde, wenn er wieder auf seinem Posten wäre. Betrachten Sie zum Beispiel die Art und Weise, auf welche er Handschuhe sortirt und die eben der Anlaß zu dem vorhin stattgehabten Auftritte war. Er kann sortiren, wenn er nur sonst will; er versteht sich ebenso gut darauf als ich, vielleicht noch besser, aber er thut es nicht, und jedes Dutzend, welches durch seine Hände gegangen, muß noch einmal nachgesehen werden. Er ist im Grunde genommen hier von gar keinem wirklichen Nutzen gewesen, denn er nimmt sich nicht die Mühe, irgend etwas, was er thut, auch gut zu thun. Er wäre wahrhaftig nicht der geeignete Mann, um den Posten eines

Geschäftsführers auszufüllen! Wenn Sie alle diese Thatsachen in Erwägung ziehen", setzte der Fabrikherr hinzu, „so werden Sie nicht überrascht sein, wenn ich erkläre, daß ein von Cyrill Dare meiner Tochter gemachter Heirathsantrag mit einer offenen Beleidigung sehr nahe verwandt ist."

Mr. Ashley wußte sonach alles und mit Cyrill und seinen Hoffnungen oder Aussichten war es folglich aus!

„Aber was soll er denn nun anfangen?" stammelte Mr. Dare endlich.

„Das weiß ich in der That nicht. Wenn er sich nicht gründlich ändert, so wird er nie zu etwas taugen."

„Wollten Sie ihn nicht wieder annehmen?"

„Nein", erklärte Mr. Ashley bestimmt. „Er ist freiwillig fortgegangen und darf daher nicht zurückkehren. Lassen Sie mich ausreden. Wollte ich ihm auch erlauben, wiederzukommen, so bliebe er doch sicherlich keine Woche — davon bin ich überzeugt. Daß Cyrill blos eine Rolle gespielt hat, um mich in Bezug auf seine thörichten Hoffnungen um meine Zustimmung zu beschwindeln, das ist keinem Zweifel unterworfen. Nachdem diese Hoffnungen vernichtet sind, würde er auch nicht einmal den Schein einer guten Aufführung zu bewahren suchen und sich ebenso wenig von William Halliburton befehlen lassen wollen. Es wird daher am besten sein, wenn es bleibt, wie es ist. Er ist fort und darf nicht wiederkommen. Ich glaube sogar, wenn ich mich auch erböte, ihn wieder anzunehmen, so würde er dieses Anerbieten zurückweisen."

Mr. Dare glaubte dies fast selbst, obwohl er erst um dieses Zugeständniß gebeten hatte.

„Dann werden Sie ihn also nicht zu Ihrem Geschäftstheilhaber machen?“ hob er wieder an.

„Welche Frage!“

„Und an seiner Statt wird Halliburton darankommen?“

„Das ist sehr wahrscheinlich. Wer es aber auch sein möge, so muß es ein Mann von Rechtschaffenheit und Ehre und ein Gentleman sein“, setzte Mr. Ashley, das vorletzte Wort stark betonend, hinzu. „William Halliburton ist dies alles.“

Mr. Dare erhob sich stöhnend; er konnte den Kampf nicht länger fortsetzen.

„Meine Söhne sind mein Fluch“, stammelte er zwischen seinen bleichen, bebenden Lippen hervor. „Ich frage mich zuweilen, ob sie nicht gleich von ihrer Geburt an schlecht gewesen sind.“

„Nein“, sagte Thomas Ashley, „sie sind es erst durch die Erziehung geworden.“

Siebentes Kapitel.

Mr. Frank wird „berufen“.

Es folgt nun abermals eine Lücke in unserer Geschichte, eine Lücke von mehreren Jahren, und wir gelangen über diese hinweg zu der dritten und letzten Abtheilung.

Die geduldige, beharrliche Redlichkeit der Halliburtons führte sie dem lohnenden Ziele immer näher, ihre Kämpfe waren beinahe vorüber und sie waren bereit, in dem großen Drama des Lebens ihre Rolle zu spielen und ruhig zu erwarten, ob ihnen Sieg oder Niederlage beschieden sein würde. Jane's Drangsale waren zu Ende.

Hast Du je bemerkt, lieber Leser, wie gewisse Dinge, wenn sie sich dem Schlusse nähern, mit raschen Schritten vorzurücken scheinen, während sie anfangs durch langsame, schleppende Bewegung charakterisirt wurden? Wie langsam scheint das Leben in der Kindheit, in der Jugend, ja noch im mittlern Alter zu vergehen! Wenn aber das Greisenalter herannaht, dann bewegt sich die Zeit mit Riesenschritten. Unternimm ein Werk, gleichviel, ob der Hände oder des Kopfes. Wie langsam scheint es im Anfange vor-

zurücken, bis es zur Hälfte vollendet ist, wo dann der Schluß unerwartet schnell zu Stande kommt.

So scheint es auch mit der Geschichte der jungen Halliburtons zu sein. Für sie selbst ist ihre Laufbahn am Ende vielleicht noch ebenso anstrengend und beschwerlich gewesen als am Anfange, nicht aber so für die, welche ihnen dabei mit beobachtendem Blicke gefolgt sind.

Der Raum hat uns nicht erlaubt, Frank's und Gar's Universitätsleben zu schildern und Wort für Wort zu erzählen, wie sie mit unerschütterlicher Ausdauer immer weiterkämpften und ihr Ziel unverrückt im Auge behielten. Sie machten sich des höchsten Lobes würdig und alle, welche wußten, was angestrengte Arbeit zu bedeuten hat, ließen es ihnen zu Theil werden.

Sie hatten sich tüchtige Gelehrsamkeit erworben, sie waren den Versuchungen, durch welche so viele Jünglinge auf Abwege geführt werden, ausgewichen und hatten die Geringschätzung, mit welcher ihnen wegen ihrer untergeordneten Stellung von manchen Seiten begegnet ward, muthig ertragen.

„Wenn ich Lordkanzler von England bin, wird man mich schon mit andern Augen betrachten", pflegte Frank in seiner heitern Weise zu sagen.

Natürlich hatte er stets die Absicht gehabt, die höchsten akademischen Würden zu erwerben, und er erwarb sie auch wirklich. Er kam nach Oxford als bescheidener Famulus und verließ es mit allen Ehren gekrönt. Er bekam die erste Censur mit Auszeichnung und folglich auch die mit einem jährlichen Stipendium verbundene Collegiatur.

Er setzte nun bei dem Juristencollegium des Middle Temple in London seine Studien fort, um sich zum Gerichtsadvocaten auszubilden.

Es war dies mit vielen Kosten verknüpft, zu deren Bestreitung die Einkünfte seiner Collegiatur bei weitem nicht ausreichten. Er verschaffte sich daher literarische Beschäftigung, schrieb Leitartikel für eine täglich erscheinende Zeitung und lieferte Beiträge für einige schönwissenschaftliche Journale.

Gar hatte Cambridge ebenfalls auf die ehrenvollste Weise verlassen, und nie war ein junger Theolog würdiger gewesen, von dem Bischof von Helstonleigh oder einem andern Prälaten ordinirt zu werden. Sein Onkel, der wohlehrwürdige Francis Tait, der, ebenso wie sein Vater vor ihm, nach langjährigen Diensten endlich eine Pfründe bekommen, bot ihm seinen Titel an. Gleichzeitig aber geschah dasselbe von einem andern Geistlichen in der Grafschaft Helstonleigh, und Gar dankte daher seinem Onkel und nahm das letztere Anerbieten an.

William sah den Traum seines Ehrgeizes ebenfalls in Erfüllung gehen. Es war eigentlich ein Traum, dem er nicht nachgehangen hatte, denn derselbe war ihm stets zu hochfliegend und zu nebelhaft erschienen. Er war nun wirklich Mr. Ashley's Compagnon und die erste Firma in Helstonleigh hieß ‚Ashley und Halliburton'.

Alles dies war so allmälig und so natürlich gekommen, daß Helstonleigh durch die öffentliche Bekanntmachung dieser Veränderung nicht sonderlich überrascht ward. Natürlich erhielt William jetzt noch einen nur kleinen Antheil von dem Gewinn. Wie klein oder wie groß dieser Antheil

war, wußte man nicht. Helſtonleigh zerbrach ſich aus Neugier hierüber faſt den Kopf, aber vergebens.

Eine Thatſache aber betrachtete man als unzweifelhaft feſtſtehend, nämlich daß im Falle von Mr. Aſhley's Tode ein Theil von dem Ertrag des Geſchäfts ſeinem Sohne Henry vorbehalten ſei.

William war jetzt factiſch alleiniger Herr des Geſchäfts. Mr. Aſhley hatte ſich theilweiſe von der Fabrik zurückgezogen, wenigſtens waren ſeine Beſuche in derſelben ungemein ſelten. Samuel Lynn war, wie von jeher, Geſchäftsführer und William hatte Mr. Aſhley's Platz und Pult in dem Comptoir eingenommen.

Mr. Aſhley hatte ein Landhaus gekauft. Es hieß Deoffam-Hall, lag zwei oder drei Meilen von der Stadt dicht an dem kleinen Dorfe Deoffam, und hier hatte er mit ſeiner Familie ſeinen Wohnſitz genommen. Sein Haus an der Londoner Straße behielt er dabei auch noch, und die Familie beſuchte es dann und wann und verlebte daſelbſt eine Woche.

Dieſer Wechſel des Aufenthalts ſchien jedoch Henry Aſhley nicht in jeder Beziehung lieb zu ſein. Er hatte eine ſo große Anhänglichkeit an William gefaßt, daß er die Trennung von ihm nicht ertragen konnte. In dem alten Hauſe hatte William ihn täglich oder vielmehr allabendlich beſucht, in dem neuen aber konnte er nicht ſo oft erſcheinen. Zwei- bis dreimal wöchentlich ermöglichte er es, dies aber ſchien Henry nicht oft genug zu ſein

Mary Aſhley war zur Verwunderung von Helſtonleigh noch nicht vermählt; ſie weigerte ſich etwas hartnäckig, das väterliche Dach zu verlaſſen.

Bayerische Staatsbibliothek München

William und ſeine Mutter wohnten immer noch mit einander in dem alten Hauſe. Sie wohnten aber jetzt allein darin, denn William's Mittel erlaubten dies und er beſtand darauf, daß die Mutter, die ſo angeſtrengt für ihre Kinder gearbeitet, nun, wo dieſe für ſie arbeiten konnten, der wohlverdienten Ruhe pflege.

Ja, ſie hatten alle gearbeitet dem Ziele entgegen und dieſes auch erreicht.

Wenn Jane in die Vergangenheit zurückblickte, wunderte ſie ſich, wie es ihr möglich geweſen war, dieſen Kampf ſo lange fortzuſetzen. Es ſchien ihr dies jetzt beinahe außerhalb des Bereichs der Möglichkeit zu liegen. Sie war daher feſt überzeugt, daß es nur durch Gottes Beiſtand möglich geworden.

Sie dachte daran, wie ihr Vater vor vielen Jahren an dem Tage, wo ihre Vermählung mit Mr. Halliburton feſtgeſetzt worden, ihr geſagt, daß dieſelbe ſie in viele Drangſale führen könne. Und dieſe Drangſale hatte ſie auch in der That zu beſtehen gehabt.

Nun aber waren dieſelben überſtanden und Jane's Söhne ebenſo gut gerathen, als wenn ſie jährlich tauſend Pfund auf ihre Erziehung hätte verwenden können. Vielleicht beſſer! Wieviel liegt in dieſer Vermuthung!

Eines Nachmittags ſaß Jane allein in ihrem Wohnzimmer. Sie war wenig verändert. Niemand, der ſie jetzt ſah und nicht ſchon vorher gekannt, würde geglaubt haben, daß ſie alt genug ſei, um die Mutter der drei großen jungen Männer zu ſein. Gar war allerdings nicht ſonderlich groß, aber doch von Mittelſtatur.

Jane trug ein hell und dunkelgrün geſtreiftes ſeidenes

Kleid, und ihr Haar sah eben noch so glatt und voll wie in den Tagen ihres Mädchenalters. Es war merkwürdig, wie wenig die überstandenen Drangsale auf ihr gutes Aussehn eingewirkt hatten, wie wenig sie gealtert hatte.

Sie sah den Briefträger auf die Hausthür zukommen und Hannah Dobbs brachte einen Brief herein.

„Es ist Mr. Frank's Hand", brummte Hannah Dobbs.

Jane öffnete den Brief und fand, daß Frank seine Berufung zum Gerichtsadvocaten erhalten hatte. Die Hälfte seiner Sorge war nun vorüber. Er schrieb:

„Geliebte Mutter! Endlich bin ich Gerichtsadvocat. Ja, ich bin es wirklich und Du wirst diese Meldung mit angemessener Ehrerbietung vernehmen. Heute habe ich meine Ernennung erhalten und ich beabsichtige, mich in meiner neuen Amtstracht photographiren zu lassen und Dir das Bild als Beweis der gemeldeten Thatsache zu übersenden. Wenn Du siehst, was für eine Vogelscheuche die Perücke aus mir macht, so wirst Du sagen, Du hättest noch nie zuvor einen häßlichern Menschen gesehen. Vergiß nicht, dies Hannah Dobbs zu sagen, denn sie wird sich herzlich darüber freuen. Du weißt wohl noch, wie sie uns, als wir noch Knaben waren, zu versichern pflegte, wir verdienten als drei ausgezeichnete Exemplare von Häßlichkeit in einen Glaskasten gestellt zu werden.

Nun wird es sich mit mir machen, liebe Mutter. Freilich werde ich immer noch manches saure Stück Arbeit zu bestehen haben. Aber ich bin deswegen nicht ängstlich. Ein alter berühmter College hat mir versprochen, einige seiner nächsten Processe mir zu überweisen, und ich werde dadurch sehr bald Gelegenheit bekommen, in öffentlicher Verhand-

lung aufzutreten, die Gunst des Gerichtshofs im Sturm zu erobern, die Geschworenen durch meine Beredtsamkeit in Staunen zu setzen und die ganze Advocatenbank neidisch zu machen. Dann ist mein Glück gemacht. Ich brauche Dir nicht zu sagen, in wie kurzer Zeit ich mich dann weiter emporschwingen werde, wohl aber kann ich Dir sagen, daß die Ruhe und das Wohlbefinden meiner guten Mutter dann mein vornehmstes Augenmerk sein wird. William soll nicht alles thun und Dich nicht für sich ganz allein haben. Da ich gerade von William spreche, so frage ihn doch, ob er nicht vielleicht auch eine kleine Proceßsache hat, sodaß ich die Ehre haben könnte, bei den nächsten Assisen für ihn aufzutreten. Natürlich werde ich alles umsonst thun und keinen Heller Kosten liquidiren. Stets Dein Dich liebender Sohn

Frank."

Jane sprang, als sie diesen Brief gelesen, vor Freuden vom Stuhle auf. Mit wem konnte sie diese Freude theilen? Sie eilte in das Nebenhaus zu Patience. Diese war von ihrem Unfalle her etwas hinkend geblieben. Anna in ihrer soliden Quäkerhaube, deren Falbel auf ihrer schönen Stirn ruhte, blickte von ihrer Zeichnung auf und Jane theilte ihnen die Nachricht mit und las ihnen den Brief vor.

„Das ist schön", sagte Patience. „Es muß Dir dadurch eine große Last vom Herzen genommen sein."

„Das gerade nicht", entgegnete Jane. „Ich habe an Frank's Erfolg niemals gezweifelt. Ich zweifle auch jetzt nicht daran. Aber dennoch freue ich mich sehr."

„Ich wollte, ich hätte einen Proceß", rief Anna, welche ihre frühere Heiterkeit und ihre Liebe zum Plaudern völlig

wiedererlangt hatte. „Ich würde Frank zu meinem Sachwalter wählen.“

„Willst Du vielleicht mitkommen und eine Tasse Thee bei mir trinken?“ fragte Jane. „Ich werde heute Abend allein sein, William ist hinüber nach Deoffam-Hall.“

„Ich komme mit“, entgegnete Anna, indem sie ihre Bleistifte rasch zusammenpackte. Sie benutzte jetzt noch ebenso gern wie früher jede Gelegenheit, auszugehen und ihre Haube abzunehmen, um ihre Locken sehen zu lassen. In der öffentlichen Meinung von Helstonleigh war sie vollständig rehabilitirt und das Publikum hatte sogar einen gewissen Grad von Reue über die strenge Ansicht, die es anfangs von der Sache gehegt, kundgegeben.

Nichtsdestoweniger hatte Anna es sich zur Lehre dienen lassen und war in ihrem Benehmen gesetzter und vorsichtiger geworden.

Hannah Dobbs stand an der Küchenthür, als die Beiden ins Haus traten.

„Hannah“, sagte Jane in der Freude ihres Herzens, „mein Sohn Frank ist berufen worden.“

„Berufen?“ entgegnete Hannah und riß die Augen weit auf.

„Ja, gestern.“

„Er ist wirklich berufen worden?“ wiederholte Hannah Dobbs, augenscheinlich die Thatsache bezweifelnd. „Ich bitte um Entschuldigung, Madame, aber ich kann es nicht glauben. Es ist viel wahrscheinlicher, daß er zu den Verworfenen gehört, als zu den Berufenen und Auserwählten.“

Anna war nahe daran, vor Lachen zu ersticken, und auch Jane lachte so, daß sie nicht sogleich sprechen konnte.

„O Hannah“ rief ſie, „dieſe Berufung meine ich nicht. Mein Sohn iſt zum Gerichtsadvocaten berufen oder ernannt worden.“

„Ah ſo!“ entgegnete Hannah Dobbs mürriſch; „nun, dann wünſche ich, daß es ihm gut bekommen möge.“

„Er trägt jetzt eine Perücke und ein Amtsgewand“, bemerkte Anna. „Er ſchreibt, ſeine Mutter ſolle Dir ſagen, er ſähe darin aus wie eine Vogelſcheuche — dies würde Dich ſehr erfreuen.“

„So!“ brummte Hannah Dobbs.

„Wir wollen ihn ſeine Amtstracht einmal anlegen laſſen, wenn er hierher kommt“, fuhr Anna fort; „und wenn Du vielleicht ſein Bild in dieſem Coſtüm zu beſitzen wünſcheſt, ſo wird er es Dir ſehr gern ſchicken.“

„Er mag es nur behalten“, entgegnete Hannah Dobbs. „Ich habe noch nie geſehen, daß etwas Gutes daraus entſtanden wäre, wenn junge Leute ſich malen laſſen, Anna. Sie ſind in der Regel ſchon ohnehin eitel genug. Berufen! Das wäre ſo etwas für ſeinen Dünkel geweſen!“

Achtes Kapitel.

Ein wonniger Traum.

Ein ſchöneres Haus als Deoffam-Hall konnte man ſich kaum denken. „Bis auf die Größe", würden Tadelſüchtige hinzugeſetzt haben. Allerdings war es nicht ſo groß wie Schloß Windſor, aber auch nicht kleiner als der biſchöfliche Palaſt in Helſtonleigh, wenn Du ſo glücklich geweſen biſt, lieber Leſer, dieſes berühmte Gebäude zu ſehen.

Es war eine weiße, mäßig große, modern gebaute Villa in reizender Umgebung von ſammetweichen Raſenplätzen, murmelnden Bächen und ſchattigen Hainen. Auf der Terraſſe vor den Fenſtern entfaltete ein ſtattlicher Pfau ſein Gefieder und in dem kleinen Park — es war allerdings nur ein kleiner — rieben die Hirſche ihre Geweihe an den ſchönen alten Bäumen, denn Hirſche und Pfauen waren ganz beſondere Lieblinge von Henry Aſhley.

Deoffam ſelbſt war ein unbedeutendes Dorf und beſtand aus einigen bürgerlichen Wohnhäuſern und einer ungleich größern Anzahl Tagarbeiterhütten. Es lag angenehm und bequem und war für Die, welche gern zu Fuße gingen, von

Helſtonleigh aus ohne Beſchwerde, und für die, welche gern fuhren, in ſehr kurzer Zeit zu erreichen.

So ſchön es ſich hier aber auch wohnte, ſo murrte Henry Aſhley doch fortwährend und wünſchte ſich in ſeine alte Wohnung zurück.

An einem herrlichen Morgen im Frühſommer, als die Familie beiſammen ſaß, um Pläne für den Tag zu entwerfen, bekam er plötzlich einen dieſer Anfälle von Murren und Unzufriedenheit.

„Du haſt Deoffam für mich gekauft, Papa", begann er, „aber —"

„Ich habe es für mich und Deine Mutter gekauft", unterbrach ihn Mr. Aſhley.

„Verſteht ſich, aber ſpäter ſoll ich es doch einmal erben. Ich habe mir aber ſchon vorgenommen, wenn dieſe Zeit kommt, die Dankbarkeit einmal aus den Augen zu ſetzen und dieſes Haus zu verkaufen. Wenn ich, nachdem ich Dich und Mama verloren, ganz allein mit dem Pfau hier ſitzen ſollte, ich glaube, ich würde — doch ich will Dich nicht verletzen und daher nicht ſagen, was ich thun würde."

„Dann würde ja immer Mary noch daſein", bemerkte Miſtreß Aſhley.

„Mary! Die wird wohl bis dahin in ein anderes Quartier gerückt ſein. Sie iſt blos aus Artigkeit gegen mich ſo lange hier geblieben."

Mary hob die Augen empor und erröthete, während zugleich ein Lächeln ihren Mund umſpielte. Sie war eine liebliche Erſcheinung in ihrem leichten Muſſelingewand.

„Ich ſage allen Leuten, ſie hänge unverbrüchlich an mir", fuhr Henry in ſeiner barocken Weiſe fort. „Wie

ſonderbar, daß dieſes ſchöne Mädchen, Mary Aſhley, keinen Mann bekommt! ſchreit ganz Helſtonleigh. Mary, ich weiß, daß Deine Eitelkeit ſchon ſo umfaſſend iſt, als ſie nur ſein kann, und Du brauchſt daher nicht zu fürchten, daß ich ſie noch ſteigern werde. Meine Schweſter ſollte heirathen? ſage ich zu den Leuten. Das thut ſie ganz gewiß nicht! Sie hat beſchloſſen, ſich um meinetwillen ſelbſt zum Opfer zu bringen und als Veſtalin bei mir zu bleiben und nach dem Pudding zu ſehen!"

Das Lächeln ſchwand von Mary's Lippen, die Glut der Wangen aber blieb zurück.

„Es wäre mir ſehr lieb, wenn Du keinen ſolchen Unſinn ſchwatzteſt, Henry", entgegnete ſie. „Als ob Helſtonleigh ſich die Mühe nähme, Bemerkungen über mich zu machen! Es iſt nicht ſo unartig wie Du."

„Da hört ſie nur!" entgegnete Henry. „Helſtonleigh ſoll ſich nicht die Mühe nehmen, Bemerkungen über ſie zu machen, während wir doch alle wiſſen, in welchen Aufruhr es gerieth, als ſie Sir Henry Marr einen Korb gab. Noch nie war einem der ſchönen Bürgermädchen dieſer Stadt die Ehre beſchieden geweſen, eine wirkliche lebendige Mylady werden zu können."

Mary ſpitzte gerade einen Bleiſtift, brach aber die Spitze ab.

„Papa", rief ſie, indem ſie ihr erröthendes Antlitz ihrem Vater zuwendete, „kannſt Du Henry nicht bewegen, daß er, wenn er durchaus ſchwatzen muß, wenigſtens etwas Vernünftiges ſchwatzt?"

Miſtreß Aſhley miſchte ſich ein. Es war vollkommen wahr, daß Mary Gelegenheit gehabt hatte, eine —

wie Henry ſich ausgedrückt — wirkliche lebendige Mylady zu werden, und Miſtreß Aſhley hatte bis jetzt es noch nicht ganz überwinden können, daß ihre Tochter dieſe Ehre ausgeſchlagen hatte. Indem ſie daher nicht Mary's, ſondern Henry's Partie ergriff, ſagte ſie in ziemlich ſcharfem Tone:

„Henry ſpricht ja ganz vernünftig. Nach meiner Meinung benahmſt Du Dich gegen Sir Harry ſehr unhöflich, Mary. Es war ein Antrag, der Dir nicht ſogleich wieder gemacht werden wird. Indeſſen", ſetzte ſie in etwas verändertem Tone hinzu, „iſt dies eine Sache, welche die Stadt Helſtonleigh durchaus nichts angeht, und ich begreife übrigens auch nicht, woher die Leute es erfahren haben."

„Als ob irgend etwas Gutes oder Schlimmes geſchehen könnte, ohne daß das Publikum von Helſtonleigh es ausſpürte!" rief Henry.

„Ich glaube, Henry hat es ausgeplaudert", entgegnete Mary.

„Ich? Lieber gar!" rief Henry. „Ich werde doch nicht die albernen Streiche meiner Schweſter ſelbſt ausplaudern. Schlimm genug, daß man ſelbſt Kenntniß davon hat!"

„Wie hätte ich aber jemals mich dazu verſtehen können, Sir Harry Marr zu heirathen!" entgegnete Mary faſt ebenſo lebhaft, als ihr Bruder.

„Mary", ſagte ihr Vater ruhig, „Du ſchienſt Dich aus dieſer ganzen Sache und allen Discuſſionen darüber mit der Glätte eines Aals herauszuwinden. Ich bin niemals ordentlich daraus klug geworden. Was hatteſt Du gegen Sir Harry einzuwenden?"

„Was ich gegen Sir Harry einzuwenden hatte, Papa?"

ſtammelte Mary erglühend. „Er war mir gleichgültig.“

„Alſo dies war der Grund?“ entgegnete Mr. Aſhley.

„Soll es denn aber immer ſo fortgehen, liebes Kind?“ fragte ihre Mutter.

Die arme Mary war in großer Verlegenheit und wußte nicht, ob ſie in Zorn gerathen oder in Thränen ausbrechen ſollte.

„Was meinſt Du, Mama? Was ſoll denn ſo fortgehen?“

„Nun, Deine Abneigung gegen alle Männer. Du haſt ſchon drei gute Anträge gehabt —“

„Den von Cyrill Dare noch nicht einmal mitgerechnet“, unterbrach ſie Henry.

„Und Du ſagſt zu allen Nein“, ſchloß Miſtreß Aſhley. „Ich fürchte, Du biſt ein wenig zu wähleriſch.“

„Und ſie wird eine alte Jungfer werden und —“

„So ſei doch ruhig, Henry! Kannſt Du mich nicht in Frieden laſſen?“

„Es iſt wirklich wahr“, rief Henry, der gerade recht zum Necken aufgelegt war. „Natürlich habe ich über Dein Alter ſeit Deinem achtzehnten Jahre nicht Buch und Rechnung geführt — es wäre nicht artig, dies zu thun — aber, wenn ich nicht ganz irre, ſo wirſt Du dieſen Sommer vierundzwanzig.“

„Und wenn ich vierunddreißig würde“, antwortete Mary, „ſo würde ich doch Sir Harry Marr immer noch nicht heirathen. Ich muß doch nicht etwa heirathen, wie?“

„Nein, das hat auch niemand geſagt“, entgegnete Henry, indem er mit einer Roſe, die er aus ſeinem Knopfloch nahm, nach ihr warf. „Aber ſiehſt Du nicht ein, daß

dies eben zu Gunsten meiner Behauptung spricht, Du hättest Dir vorgenommen, ein schwesterliches Opfer zu bringen und bei mir zu bleiben? Bist Du nicht auch schon eine Liebhaberin von Katzen?"

Mary glaubte, sie könne nichts gewinnen, wenn sie diesen Wortkampf weiter fortsetzte, und verließ daher das Zimmer. Es dauerte nicht lange, so ward Mistreß Ashley durch eine Dienerin hinausgerufen.

„Hast Du heute Morgen einen Brief von William erhalten, Papa?" fragte Henry.

„Ja", entgegnete Mr. Ashley, indem er den Brief aus der Tasche zog. „Er meldet mir darin, in der Stadt gehe das Gerücht, Herbert Dare sei todt."

„Herbert Dare? Ich möchte wissen, ob das wahr ist."

„Wir wollen hoffen, daß es nicht wahr ist. Ich fürchte, er war durchaus nicht darauf vorbereitet, vor dem Richterstuhl des Höchsten zu erscheinen. Ich stehe übrigens im Begriff, nach der Stadt zu gehen, und werde dort wahrscheinlich mehr hören."

„Du gehst nach der Stadt, Papa? Willst Du dann William zu mir herausschicken?"

„Das weiß ich nicht, Henry. Es ist möglich, daß er in der Fabrik nothwendig zu thun hat. Wenn dies der Fall ist, so weiß ich, daß er sie nicht verlassen wird."

„Ich wollte, die ganze Fabrik wäre oben im Monde!" entgegnete Henry. „Wenn ich William haben will, so heißt es allemal: die Fabrik! die Fabrik!"

„Es ist gut, daß William nicht ebenso denkt wie Du", bemerkte Mr. Ashley.

„Aber er muß doch Samuel Lynn für eine Null halten,

ſonſt würde er nicht ſo verſeſſen auf das Geſchäft ſein. Du haſt Dich niemals deſſelben ſo angenommen, Papa."

„O doch! Und übrigens mußt Du bedenken, Henry, daß die Fälle nicht gleich ſind. Ich war Oberhaupt und Chef von allem und niemand verantwortlich. Wäre es mir eingefallen, einmal ein ganzes Jahr lang nichts zu thun und das Geſchäft ſich ſelbſt zu überlaſſen, ſo wäre dies einzig und allein meine Sache geweſen. Mochte das Geſchäft nun gut oder ſchlecht gehen, ſo war ich niemand verantwortlich. William dagegen befindet ſich in einer ganz andern Lage."

„Ich weiß blos, daß er oft in der Lage iſt, nicht verfügbar zu ſein, wenn man ihn haben will", antwortete Henry, indem er nachläſſig in einigen auf dem Tiſche liegenden Büchern herumblätterte.

„Willſt Du mit mir in die Stadt gehen?"

„Nein, heute bin ich es nicht im Stande. Meine Hüfte ſchmerzt mich zu ſehr."

„Wirklich? Dann wird es gut ſein, wenn ich Doctor Parry mitbringe."

„Nein; ich mag ihn nicht eher, als bis ich finde, daß ich ihn unbedingt brauche. Die Mama weiß, was ſie mit mir zu thun hat. Ich glaube nicht, daß es viel ſchlimmer werden wird, denn es iſt in der letzten Zeit immer recht gut gegangen."

„Ja, das iſt auch wirklich der Fall. Obſchon Du fortwährend auf Deoſſam ſchimpfſt, ſo iſt doch eben der Aufenthalt hier der Wechſel der Luft die Urſache, daß es ſich mit Deiner Geſundheit weſentlich gebeſſert hat, Du undankbarer Knabe."

Mr. Aſhley's Augen waren mit liebendem Blick auf Henry gerichtet, während er dies ſagte. Henry ergriff ſeines Vaters Hände und ſein halb ſpöttiſcher Ton ging in einen innigen über.

„Nein, Papa, ich bin nicht undankbar. Das ſei fern von mir. Ich weiß, daß kein Sohn einen gütigern oder beſſern Vater haben könnte als ich. Murren aber werde ich bis an mein ſeliges Ende. Es iſt das mein Vergnügen. Das Murren kommt aber nur von meinen Lippen, nicht aus meinem widerſpenſtigen Herzen, wie ſonſt."

„Ich habe dies wohl bemerkt und zwar mit innigem Danke gegen den Himmel. Du haſt über Dein widerſpenſtiges Herz einen Sieg errungen."

„Welchen ich hauptſächlich William Halliburton zu danken habe. Ja, Papa, dem iſt ſo. Ohne ihn wäre ich wahrſcheinlich als ein unzufriedener Elender meinem ſtillen Grabe entgegengegangen, ohne jemals das Licht oder die Liebe zu ſuchen, welche in dieſer Welt zu finden iſt."

Mr. Aſhley blickte ſeinen Sohn an. Er ſah, daß er mit Gemüthsbewegung kämpfte, obſchon er wieder ſeinen ſcherzenden, frivolen Ton angenommen.

„Was für ein Licht, was für eine Liebe meinſt Du, Henry?"

„Das Licht und die Liebe, welche der Menſch in ſein eigenes Gemüth aufnehmen kann. William ſagte mir ſchon vor Jahren, daß auch ich mein Leben zu einem angenehmen und nützlichen machen könnte, und maßlos war der Spott, womit ich ihn deshalb überhäufte. Ich habe aber gefunden, daß er recht hatte. Als er an jenem Abend — weißt Du es noch, Papa? — als ſchlichter Lauf-

burſche mit einem Briefe von Samuel Lynn zu uns kam und ſich erbot, mir Dummkopf bei meiner lateiniſchen Aufgabe zu helfen — welche Hülfe ich anzunehmen mich huldreich herabließ — da ahnten wir nicht, welch ein hoher Segen in unſer Haus eingezogen war."

„Ja, wir ahnten nicht, welch ein wackerer, redlicher, unerſchütterlicher Geiſt in dem beſcheidenen Laufburſchen wohnte", ſetzte Mr. Aſhley hinzu.

„Er iſt vorwärts gekommen, wie er es verdiente. Er wird Dein würdiger Nachfolger ſein, Papa, ein zweiter Thomas Aſhley, ein weit beſſerer, als ich jemals geweſen ſein würde, ſelbſt wenn ich die rüſtigſte Geſundheit beſeſſen hätte. Es bleibt für William blos noch eins zu gewinnen übrig, dann, hoffe ich, wird er auf immer zufrieden ſein."

„Und was wäre dies?"

„O, das geht mich weiter nichts an, Papa. Wer ſich nicht ſelbſt helfen kann, der darf von mir keine Hülfe erwarten."

Mr. Aſhley ſah ſeinen Sohn ſcharf an. Henry ging auf ein anderes Thema über.

„Schicke ihn doch her, wenn Du hinkommſt, Papa, oder bringe ihn wenigſtens mit, wenn Du wiederkommſt."

„Ich will ſehen", ſagte Mr. Aſhley. Weißt Du, wohin Deine Mutter gegangen iſt?"

„Wahrſcheinlich hat ſich irgendeine häusliche Kataſtrophe ereignet. Martha kam mit einem Geſicht, ſo grün wie ein Pfauenſchwanz, und winkte ſie hinaus. Wer weiß, ob nicht unſer beſtes Tafelgeſchirr zu Schaden gekommen iſt."

Mr. Ashley zog die Klingel und befahl, die Pony-Chaise fertig zu machen. Dieselbe war hauptsächlich für Henry gekauft worden, damit er darin nach der Stadt fahren konnte.

Ehe Mr. Ashley aufbrach, suchte er Mary auf. Sie stand an einem der Fenster des obern Corridors und hatte augenscheinlich geweint.

„Was fehlt Dir, Mary?"

Sie wendete sich nach dem sie stets schützenden Vater und versuchte die Thränen niederzukämpfen, welche wieder hervorzubrechen drohten.

„Ich wünschte", sagte sie, daß Du und Mama mir nicht fortwährend so zürntet, weil ich Sir Harry Marr's Antrag zurückgewiesen habe."

„Wer hat Dir denn gesagt, daß ich zürne, Mary?"

„Ach, Papa, ich glaubte es heute Morgen. Mama ist wirklich deswegen ungehalten, und das schmerzt mich. Es ist, als ob Ihr mich gern losseln wolltet."

„Dich losseln, Kind? Wie kannst Du dies glauben? Wenn es sich blos um unser Lebensglück handelte, so würde ich wünschen, daß Du uns niemals verließest, Mary. Dein eigenes Lebensglück aber wird dies nicht gestatten."

„Ich will nicht fort", schluchzte sie. „Ich will lieber stets daheimbleiben. Ich konnte doch nichts dafür, Papa, daß Sir Harry mir nicht gefiel."

„Nie sollst Du mit meinem Willen einen Mann heirathen, der Dir nicht gefällt, Mary, selbst wenn Du die größte Partie in allen drei Königreichen machen könntest. Warum grämst Du Dich also? Mamas Verdruß wird allmälig schwinden. Sie glaubte schon — wie Henry uns

sagte — Dich in eine wirkliche lebendige Mylady verwandelt zu sehen. Sie wird dies aber schon allmälig vergessen."

Mary weinte still.

„Und Du wirst nicht dulden, daß man mich hinwegtreibt, Papa?" fragte sie. „Du wirst mich stets im Hause behalten?"

Mr. Ashley schüttelte den Kopf.

„Stets ist ein langer Tag, Mary", sagte er. Es kann jemand kommen, der Dir weniger zuwider ist als Sir Harry Marr, und der Dich bewegt, Dein väterliches Haus zu verlassen."

„Nein, niemals, Papa!" rief sie etwas heftiger, als nach der Lage der Sache nöthig zu sein schien. „Sollte Dich jemand nach mir fragen, so kannst Du nur immer sogleich nein sagen. Mache Dir nicht erst die Mühe, die Nachricht mir mitzutheilen."

„Möchte mich fragen, wer da wollte, Mary?"

„Ja, Papa, gleichviel wer es sein mag. Stoße mich nicht von Dir!"

Er bückte sich und küßte sie. Sie blieb noch am Fenster in träumerischer Haltung stehen und sah den Wagen mit ihrem Vater fortfahren. Gleich darauf ging Henry vorbei.

„Weißt Du, ob Papa fort ist, Mary?"

„Ja, vor fünf Minuten."

„Ich hoffe, daß er William herausschicken wird."

Es schlug halb drei Uhr, als Mr. Ashley die Fabrik betrat.

Samuel Lynn befand sich in seinem Zimmer und sortirte Handschuh. William war im Comptoir und saß an seinem Pult, jetzt seinem, früher Mr. Ashley's, demselben Pult, von welchem das Werthpapier verschwunden

war. William nahm aber einen thätigern Antheil an der allgemeinen Leitung des Geschäfts, als Mr. Ashley jemals gethan.

Er erhob sich, drückte Mr. Ashley die Hand und bot ihm einen Stuhl. Mr. Ashley ward immer noch der Herr genannt und war dies auch im Grunde genommen; William hieß Mr. Halliburton.

Einige Minuten lang sprach man über Geschäftsangelegenheiten, und dann kam Mr. Ashley auf das Gerücht von Herbert Dare's Tod.

Der arme Herbert Dare war nie wieder aus dem Auslande zurückgekehrt, und es stand zu befürchten, daß er auf der Stufenleiter der Gesellschaft immer tiefer und tiefer gesunken sei. Unter glücklichern Verhältnissen und bei einer andern Erziehung wäre Herbert Dare vielleicht ein glücklicherer und besserer Mensch geworden. Helstonleigh wußte nicht, wie er im Auslande lebte oder weshalb er dort blieb. Es war möglich, daß das freie ungezwungene Leben auf dem Continent ihm schon zum Bedürfniß geworden war. In Homburg, Baden-Baden, Wiesbaden, überall, wo es Spieltische gab, da war vielleicht Herbert Dare zu finden. Daß er auf diese Weise seinen Lebensunterhalt erwarb, stand fast mit Gewißheit zu vermuthen. Es war sehr zu beklagen.

„Von wem hörtest Du, daß er todt sei?" fragte Mr. Ashley.

„Von Richard Winthorne", entgegnete William. „Ich begegnete ihm gestern Abend in Guildstreet und er sagte mir, es habe sich das Gerücht verbreitet, daß Herbert Dare am Fieber gestorben sei."

Während William noch ſprach, trat ein Herr in das Zimmer und unterbrach ſie. Es war ein gewiſſer Kapitän Chambers.

„Haben Sie ſchon gehört, daß Herbert Dare geſtorben iſt?“ war ſein erſtes Wort.

„Iſt es denn gewiß?“ fragte Mr. Aſhley.

„Das weiß ich nicht. Das Gerücht ſagt, es ſei gewiß, aber dem Gerücht kann man nicht allemal glauben. Wie doch dieſe Familie heruntergekommen iſt!“ fuhr Kapitän Chambers fort. „Erſt Anthony, nun Herbert, und Cyrill wird der Nächſte ſein. Er wird gewiß auch auf irgend eine unehrenhafte Weiſe aus der Welt kommen. Auch der alte Dare ſelbſt geht, wenn ich recht unterrichtet bin, auf den letzten Füßen.“

„Iſt er krank?“ fragte Mr. Aſhley.

„Nein, krank gerade nicht, aber noch nie habe ich einen Menſchen ſo niedergebeugt geſehen. Wenn ich ſagte, er gehe auf den letzten Füßen, ſo meine ich damit ſeine pecuniären Umſtände. Da wir übrigens von Gerüchten ſprechen“, fuhr Kapitän Chambers, ſich plötzlich nach William herumdrehend, fort, „ſo muß ich Ihnen ſagen, daß auch eins in Bezug auf Sie in der Stadt umläuft.“

„Und was ſagt dieſes Gerücht?“ fragte William. „Doch nicht etwa auch, daß ich todt ſei oder auf den letzten Füßen gehe?“

„Nein, etwas Anderes und Beſſeres, nämlich daß Sie im Begriff ſtehen, Sophy Glenn zu heirathen.“

William, einen Augenblick lang von dieſer Neuigkeit überraſcht, mußte alsbald darüber lächeln.

„Na, das muß ich ſagen!“ rief er. „Wer hat denn das den Leuten in den Kopf geſetzt?“

„Das müſſen Sie ſelbſt am beſten wiſſen“, ſagte Kapitän Chambers. „Haben Sie Miß Sophy geſtern Abend nicht wenigſtens ins Concert begleitet? Alſo, Mr. William, geſtehen Sie: ſchuldig oder nichtſchuldig?“

„Der Begleitung der jungen Dame bin ich allerdings ſchuldig“, antwortete William. „Ich wollte die Glenns geſtern Abend beſuchen und fand ſie eben im Begriff, ins Concert zu gehen. Ich begleitete ſie und reichte Sophy meinen Arm.“

„Und Sie flüſterten dabei die ſüßen Worte: Wollen Sie mein holdes Weib ſein?“

„Nein, das that ich nicht“, antwortete William lachend. „Ich glaube, die Dame, der ich dieſe Worte zuflüſtern werde, iſt noch nicht geboren. Sagen Sie dies dem Publikum von Helſtonleigh, wenn ihm dies zur Beruhigung dienen kann.“

„Aber wenn Sie Sophy Glenn nähmen, ſo führen Sie durchaus nicht ſchlecht, das kann ich Ihnen verſichern, Mr. William“, entgegnete Kapitän Chambers. „Bedenken Sie wohl, daß ſie von drei Schweſtern diejenige iſt, welche ſo glücklich war, eine reiche Pathe zu haben. Sophy Glenn beſitzt baare fünftauſend Pfund.“

Als Kapitän Chambers fort war, ſah Mr. Aſhley ſeinen jungen Compagnon an.

„Ich habe“, ſagte er, „ſchon Henry Dich mit den Miſſes Glenn necken hören. Es ſind auch in der That ſehr nette Mädchen. Iſt denn etwas daran, William?“

„Wie können Sie ſo etwas fragen, Sir!“

„Nun, ich glaube ebenſo wie Chambers, daß ein Mann, welcher Sophy Glenn heirathete, nicht ganz ſchlecht führe.“

„Ich bin derſelben Meinung, aber dennoch werde ich nicht dieſer Mann ſein.“

„Ich ſollte indeſſen meinen, es würde für Dich allmälig Zeit, an ſo etwas zu denken. Du biſt nun bald dreißig Jahre alt.“

„Ich weiß es wohl, aber ich habe nicht die Abſicht, zu heirathen.“

„Und warum nicht?“ fragte Mr. Aſhley.

„Weil — weil ich fürchte, daß meine Wünſche einen zu hohen Flug nehmen. Das heißt — ich meine —“

Er ſtockte und ſchien in große Verwirrung zu gerathen, was bei dem ſonſt ſo ruhigen William Halliburton etwas ſehr Auffallendes war.

„Willſt Du damit ſagen, daß Du Dein Augenmerk ſchon auf einen gewiſſen Gegenſtand gerichtet?“ hob Mr. Aſhley wieder an.

William's Geſicht ward feuerroth.

„Ich kann es nicht leugnen, Sir“, antwortete er, nachdem er lange gezögert.

„Und ſteht die Schöne außerhalb des Bereichs Deiner Sphäre?“ fragte Mr. Aſhley.

„Ja.“

„In welcher Beziehung? Wegen ihrer Geburt, oder in Folge irgend eines unüberſteiglichen Hinderniſſes? Sie iſt doch nicht die Frau eines Andern?“

William lächelte.

„O nein“, antwortete er. „Es iſt ihre Geburt und Stellung, was ſie mir unerreichbar macht.“

Digitized by Google

„Soll ich Dir meine Meinung ſagen, William, ohne die Sache genau zu kennen?“

William ſtand an der einen Ecke des Kaminſimſes, mit dem Arme auf den ſchmalen Rand geſtützt. Er blickte nicht auf.

„Ja, Sir“, ſagte er, „wenn Sie die Güte haben wollen.“

„Nun denn, ich glaube, daß es in der ganzen Grafſchaft kein heirathsfähiges Mädchen gibt, auf deſſen Hand Du nicht Anſpruch machen und die Du nicht mit der Zeit gewinnen könnteſt.“

„O Mr. Aſhley!“

„Iſt es vielleicht die Tochter des Lordlieutenants?“

William lachte.

„Oder die des Biſchofs?“

William ſchüttelte den Kopf.

„Auch dieſe iſt es nicht, aber dennoch ſteht ſie mir ebenſo fern wie dieſe.“

„Sage mir dann, wer es iſt. Ich muß es wiſſen“, rief Mr. Aſhley.

„Ich kann es Ihnen unmöglich ſagen, Sir.“

„Aber ich muß es wiſſen! Ich glaube nicht, daß ich Dich jemals vergebens gefragt ſeit der Zeit, wo Du als Knabe mir Deine Gedanken wegen des gefundenen Schillings bekannteſt. Du wirſt doch nicht Geheimniſſe vor mir haben wollen? Ich will es wiſſen, William!“

William gab immer noch keine Antwort. Der obere Theil ſeines Geſichts war durch ſeine Hand bedeckt, Mr. Aſhley bemerkte aber das Lächeln, welches ſeinen Mund umſpielte.

„Komm, ich will Dir helfen. Iſt es vielleicht die freundliche, liebenswürdige Hannah Dobbs?“

William mußte lachen und nahm die Hand vom Geſicht.

„Nein, Sir die iſt es nicht.“

„Charlotte Caſt kann es aber auch nicht ſein, denn dieſe iſt verheirathet.“

William ſchien undurchdringlich bleiben zu wollen.

Mr. Aſhley legte ihm plötzlich die Hand auf die Schulter und ſah ihm forſchend ins Geſicht.

„Iſt es Mary Aſhley?“ fragte er.

Die glühende Röthe, welche William's Geſicht urplötzlich überzog, verrieth Mr. Aſhley die Wahrheit auf weit wirkſamere Weiſe, als es durch Worte hätte geſchehen können.

Es trat eine Pauſe ein. Mr. Aſhley war der erſte, der ſie unterbrach.

„Wie lange liebſt Du meine Tochter ſchon?“

„Seit Jahren. Dieſe Liebe iſt der abenteuerliche Traum geweſen, der mich ſtets verfolgt hat, ein Traum, von dem ich wußte, daß er ſich niemals verwirklichen könnte“, entgegnete William, indem er ſeine Augen eine Secunde lang denen Mr. Aſhley's begegnen ließ.

„Haſt Du ſchon mit ihr davon geſprochen?“

„Niemals.“

„Oder ihr Anlaß gegeben zu glauben, daß Du ſie liebſt?“

„Nein, Sir; meine Blicke und der Ton meiner Stimme müßten mich denn verrathen haben. Ich fürchte, daß dies der Fall geweſen iſt, aber es iſt nicht abſichtlich geſchehen.“

„Ehrlich auch hierin, wie in allem Andern“, dachte Mr. Aſhley. „Was ſoll ich zu Dir ſagen?“ ſetzte er laut hinzu.

„Das weiß ich nicht", ſeufzte William. „Natürlich muß ich mich darauf gefaßt machen, daß Sie mir Deoffam-Hall verbieten, aber dann kann ich Henry in Ihrem Hauſe in der Stadt beſuchen. Ich hoffe, Sie werden mir verzeihen", ſetzte er in leidenſchaftlichem Tone hinzu. „Ich konnte nicht umhin, Ihre Tochter zu lieben; ehe ich noch wußte, was meine Gefühle eigentlich zu bedeuten hatten, war auch ſchon die Liebe da. Und welche Liebe! Wäre ich in der Lage geweſen, Miß Aſhley heirathen zu können, ſo würde ich ihr Leben zu einem einzigen ununterbrochenen Traum von Glückſeligkeit gemacht haben. Als ich aus meinem Taumel erwachte —"

„Was erweckte Dich daraus?" unterbrach ihn Mr. Aſhley.

„Ich glaube, der Umſtand, daß Cyrill Dare ſich um Mary's Hand bewarb. Ich ging nun mit mir zu Rathe, ob meine Pflicht mir geböte, die fernern Beſuche in Ihrem Hauſe aufzugeben, kam aber zu dem Schluß, daß ich, ſolange ich im Stande wäre, meine Gefühle vor Miß Aſhley zu verbergen, mich nicht zu verbannen brauche. Ich weiß, daß dieſer Schluß ein unrichtiger war, die Verſuchung aber, Ihre Tochter zuweilen zu ſehen, war groß und ich konnte derſelben nicht widerſtehen."

„Und ſomit fuhrſt Du fort, die Flamme zu nähren?"

„Ja; ich nährte ſie leidenſchaftlich und hoffnungslos, ohne jemals zu vergeſſen, daß der Schlag der Trennung mich früher oder ſpäter treffen müſſe."

„Wußteſt Du, daß auch Sir Harry Marr meiner Tochter einen Heirathsantrag gemacht hatte?"

„Ja, ich hörte davon."

William fuhr ſich, wie von einem peinlichen Gefühle berührt, mit der Hand über das Geſicht. Mr. Aſhley änderte ſeinen Ton.

„William", ſagte er, „ich kann dieſe Sache weder nach der einen, noch nach der andern Seite hin entſcheiden. Du mußt Mary ſelbſt darum bitten."

„Wie? Was ſagen Sie?"

„Wenn Mary Dich mehr als andere Freier begünſtigen will, ſo werde ich es ihr nicht verbieten. Nur erſt heute bat ſie mich mit Thränen, alle dergleichen läſtige Bewerber von ihr fern zu halten und ſie gleich aus eigener Machtvollkommenheit abzuweiſen. Dennoch aber glaube ich, daß Du am Ende doch eine Antwort von ihr ſelbſt bekämſt."

William, deſſen ganze Seele in ſeinen Augen lag, blickte Mr. Aſhley an. Er konnte nicht ſagen, ob er glauben dürfe, ob er träume oder wache.

„Habe ich Dir ſchon geſagt, was mir Henry an Dich aufgetragen hat?"

„Nein, Sir", antwortete William zerſtreut.

„Er wünſcht, daß Du zu ihm kommen möchteſt. Ich ſagte, ich wollte Dich zu ihm ſchicken, wenn Deine Geſchäfte es erlaubten. Er iſt heute nicht ſehr wohl."

„Aber, Mr. Aſhley, war das, was Sie vorhin ſagten, Ihr wirklicher Ernſt?"

„Nun, würde ich es wohl geſagt haben, wenn es nicht mein Ernſt geweſen wäre?" war die ruhige Antwort. „Koſtet es Dir Mühe, es zu glauben?"

Freimüthig und offen hob William ſein redliches Auge zu ſeinem Wohlthäter empor.

„Ich habe kein Geld", flüſterte er. „Ich könnte ihr keinen Heller ausſetzen."

„Du beſitzeſt etwas, was beſſer iſt als Geld, William — moraliſchen Werth. Geld kann ich meiner Tochter ausſetzen. Geh und höre, was Mary ſagt. Wenn Du Dich dazuhältſt, ſo kannſt Du mit dem Poſtwagen fahren, der um halb vier Uhr abgeht."

William verließ das Zimmer und glaubte, er müſſe immer noch in einer Entzückung befangen ſein. Sollte ſein tief begrabener Traum langer vergangener Jahre in der That zur Wirklichkeit werden?

Mitten unter allen dieſen Empfindungen konnte er aber doch nicht umhin, ſeine Gedanken auf einen weniger angenehmen Gegenſtand — die Dares — zu richten.

Herbert war noch jung und ohne Zweifel auf den Tod nicht vorbereitet, und William hoffte aufrichtig, daß das Gerücht ſich als unwahr erweiſen würde.

Die Dares ſanken in der ſocialen Wagſchale immer tiefer, ganz beſonders war dies mit Cyrill der Fall. Er war das geworden, was man gewöhnlich mit dem Namen Bummler bezeichnet. Nachdem er Mr. Aſhley's Etabliſſement verlaſſen, war er in das Bureau ſeines Vaters mit eingetreten — blos einſtweilen, ſagte man, aber er hatte es nie gegen eine andere Beſchäftigung vertauſcht. Einen großen Theil ſeiner Zeit brachte er in Wirthshäuſern zu. Georg, deſſen Offizierspatent vergeblich auf ſich warten ließ, war vor zwei oder drei Jahren nach Sydney gegangen. Seine Schweſter Julie und ihr Gatte hatten ſich dort niedergelaſſen und jetzt Gelegenheit zu einem Unterkommen für ihn gefunden.

Neuntes Kapitel.

Mittel und Wege.

Als William nach Deoffam-Hall kam, traf er Henry Ashley allein in dem Salon auf dem Sopha in der Nähe des geöffneten Fensters liegend.

„Das ist schön!“ rief er; „schön von meinem Vater, daß er Dich schickt, und von Dir, daß Du kommst.“

„Du siehst heute nicht recht wohl aus“, bemerkte William. „Auf Deiner Stirn zeigen sich wieder die alten Linien des Schmerzes.“

„Daran ist meine Hüfte schuld, denn diese martert mich fürchterlich. Was ist denn das für ein Gerücht wegen Herbert Dare? Hat es sich bestätigt?“

„Unbedingt noch nicht. Winthorne erzählte es mir. Kapitän Chambers kam heute Nachmittag in die Fabrik und sprach auch davon.“

„Ich glaube, es ist wahr“, sagte Henry. „Ich bin neugierig, ob Anna Lynn Trauer um ihn anlegen wird“, setzte er sarkastisch hinzu.

„Quäker legen keine Trauer an.“

„Ei ſieh doch! Das wüßte ich nicht, wenn Du mir es nicht ſagteſt", entgegnete Henry in ſeiner beliebten ironiſchen Weiſe. „Warum gaffſt Du mich ſo an? Glaubſt Du vielleicht, ich ſei von jener Liebe noch nicht geheilt? O, ſchon ſeit Jahren bin ich es."

„Du würdeſt alſo wohl nichts dagegen einzuwenden haben, wenn Anna heirathete?"

„Meinetwegen mag ſie heirathen, wann und wen ſie will. Du kannſt ſelbſt zu ihr gehen und Dich um ſie bewerben. Ich will der Hochzeit als Brautführer beiwohnen."

„Würde dieſes Bündniß Dir Vergnügen machen?"

Henry lachte.

„Du verdienteſt in Ketten aufgehängt zu werden, wenn Du darauf eingingeſt, weiter ſage ich nichts."

„Man hat mir heute ſchon eine Braut zugetheilt", bemerkte William.

„Wie heißt ſie denn?"

„Sophy Glenn."

„Sophy Glenn?"

„Ja, Sophy Glenn. Kapitän Chambers verſicherte mir ganz ernſthaft, daß in den Augen von Helſtonleigh dieſe Partie als abgemacht betrachtet werde. Er iſt der Meinung, daß ich dabei gar nicht übel fahren würde. Dein Vater ſagte daſſelbe."

„Aber was ſagſt Du denn?" rief Henry, indem er ſich auf ſeinem Sopha emporrichtete und in faſt heftigem Tone ſprach.

„Ich? O, ich werde es mir überlegen."

In dieſem Augenblick erſchien Mary Aſhley draußen

auf der Terraſſe. In ihrer Hand trug ſie einen kleinen Korb und eine Scheere. Henry rief ihr zu:

„Willſt Du noch mehr Blumen abſchneiden?"

„Ja, Mama hat die andern fortſchaffen laſſen. Sie ſagte, ſie hätten ſchon angefangen zu welken", antwortete Mary und nickte, als ſie William bemerkte, dieſem erröthend zu.

„Höre nur, Mary", fuhr Henry fort, „William hat mir ſoeben etwas ganz Neues erzählt. Was glaubſt Du wohl, was es iſt?"

„Mama hat es mir ſchon geſagt", entgegnete Mary. „Es betrifft Herbert Dare."

„Nein, das meine ich nicht", ſagte Henry. „Die Neuigkeit beſteht vielmehr darin, daß William nächſtens ein ſolider Ehemann werden und Sophy Glenn heirathen wird. Er kam eben hierher, um es zu melden. Schneide nicht zu viel Hollunder ab, der Geruch iſt im Zimmer zu betäubend."

Mary ſetzte ihren Weg weiter fort. William fühlte ſich durch Henry's Worte äußerſt unangenehm berührt.

„Du biſt gefährlicher als ein Kind", rief er. „Was mußteſt Du denn das ſagen?"

Henry warf ſich wie ein echtes Kind auf dem Sopha zurück und brach in ein lautes Gelächter aus.

„Heda, Kamerad, wo willſt Du denn hin?" rief er William nach, welcher das Zimmer verließ.

„Ich will Deiner Schweſter Blumen abſchneiden helfen."

Als William aber Mary Aſhley erreichte, ſchien dieſe den Zweck, wegen deſſen ſie in den Garten gekommen,

gänzlich vergeſſen zu haben. An einer dunkeln Stelle ſtand ſie an den Stamm einer Akazie gelehnt. Ihr Geſicht war blaß und ruhig und der Korb lag auf dem Boden. Sie raffte ihn auf und wollte hinwegeilen, William aber ergriff ihre Hand und legte, kaum weniger aufgeregt als ſie, dieſelbe in ſeinen Arm.

„Henry hat nicht die Wahrheit geſprochen", flüſterte er. „Allerdings kam ich hierher in der Hoffnung, daß es mir vergönnt ſein würde, meine Bewerbung anzubringen, aber nicht um Sophy Glenn. Mary, Sie müſſen ſchon längſt bemerkt haben, von welchen Gefühlen ich beſeelt bin."

„Aber — Papa", keuchte ſie, nicht im Stande, ihre Gemüthsbewegung zu bemeiſtern. Er ſah ſie an, er bewog ſie, ihn anzuſehen. Ein Blick der innigſten Liebe, der ihr Herz vor Wonne erbeben ließ, ſtrahlte ihr aus ſeinen treuen Augen entgegen.

„Ihr Vater ſchickt mich eben zu Ihnen", flüſterte er leiſe.

Henry lag und wartete, bis er es müde ward. Es kam kein William, keine Mary, keine Blumen — gar nichts. Waren ſie beide eingeſchlafen?

Er erhob ſich, ergriff ſeinen Stock und hinkte fort, um zu ſehen, wo ſie blieben. Vergebens aber durchſuchte er den ganzen Blumengarten.

In dem traulichen Bosquet ſchritten ſie innig an einander geſchmiegt auf und ab und waren viel zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, als daß ſie auf irgend etwas Anderes hätten achten können. Der Korb lag auf dem Boden und weiter nichts darin als die Scheere.

„Na, Ihr ſeid mir hübſche Leutchen", begann Henry,

als ſeine erſtaunten Augen die Liebenden endlich erblickten. „Wie ſteht es denn mit den Blumen?“

Mary wollte entfliehen. William aber hielt ſie feſt und führte ſie ihrem Bruder entgegen. Er verſuchte in ſcherzendem Tone zu ſprechen, aber ſeine Stimme verrieth ſeine Gemüthsbewegung.

„Henry“, ſagte er, „ſoll es Deine Schweſter ſein oder Sophy Glenn?“

„Ah, alſo habt Ihr die Sache zwiſchen Euch ausgemacht! Na, in Deinen Schuhen möchte ich nicht ſtecken, Miß Aſhley, wenn die väterlichen Donnerkeile auf Dich herabſchmettern werden. Alſo deswegen warfſt Du den Baronet über Bord? Es iſt und bleibt doch ewig wahr — über den Geſchmack läßt ſich nicht ſtreiten. Ich frage hiermit nochmals, wo die Blumen ſind, und wünſche, daß man mir antworte.“

„Ich will ſie nun gleich abſchneiden“, ſagte William.

„Willſt Du mitkommen?“ fragte er, indem er Henry den Arm bot.

„Nein“, entgegnete Henry, indem er ſich auf die in dem kleinen Luſthain angebrachte Bank niederließ. „Erſt muß ich mich von dieſem Schrecken erholen. Ihr zwei werdet ſchon allein mit dem Blumenabſchneiden fertig werden.“

Die Liebenden kehrten nach dem Blumengarten zurück. Ehe ſie aber noch viele Schritte zurückgelegt hatten, rief Henry ihnen nach und ſie drehten ſich herum.

„Mary“, ſagte er, „ehe Du Dich unwiderruflich bindeſt, wirſt Du die Schmach bedenken, daß er auf Erden weiter nichts iſt als ein Fabrikant. Ein ſchöner Abſtand gegen die Lady Marr, welche Du hätteſt werden können!“

Henry hatte eine seiner ironischen Anwandlungen, und dies war ein sicheres Zeichen, daß sein innerer Zustand der der innigsten Zufriedenheit war. Eine Heirath zwischen Mary und William war seit Jahren seine Hoffnung, ja so zu sagen sein Plan gewesen, aber er hatte sich schweigend und neutral verhalten.

Während er so in Betrachtungen versunken dasaß, hörte er das noch ferne Rollen der Pony-Chaise; einen kurzen Querweg einschlagend, traf er mit ihr im Park zusammen.

Mr. Ashley übergab die Zügel seinem Groom, stieg aus und reichte Henry den Arm.

„Wie befindest Du Dich jetzt?" fragte er.

„Es geht besser, Papa, aber immer noch nicht so, daß ich Grund hätte, sehr zu prahlen."

„Ich dachte, William wäre bei Dir. Ist er nicht da?"

„O ja, er ist da. Ich nehme aber in seiner Aufmerksamkeit heute nur den zweiten Platz ein. Miß Mary hat mir den Rang abgelaufen."

„Wirklich?" entgegnete Mr. Ashley.

„Sie sind mit einander unter dem Vorwand, Blumen abzuschneiden, irgendwohin gegangen. Ich glaube aber nicht, daß die Blumen der Hauptzweck waren."

Er warf, indem er dies sagte, einen verstohlenen Blick auf seinen Vater, konnte aber aus dessen Zügen nichts abnehmen und ging daher auf den Gegenstand, der ihm am Herzen lag, ohne weitere Umschweife los.

„Nicht wahr, Vater", sagte er, „Du wirst ihnen kein Hinderniß in den Weg legen? Es wäre ein zermalmender Schlag für beide, wenn Du es thätest. Laß sie einander

nehmen. Es gibt keinen Mann in der Welt, der unſerer Mary auch nur halb ſo würdig wäre wie William."

Immer noch gab Mr. Aſhley keine Antwort. Henry ließ ihm aber faſt auch keine Zeit dazu.

„Ich habe es ſchon lange geſehen", fuhr er fort. „Ich habe geſehen, wie William ſeine Gefühle niederkämpfte, weil er nicht wußte, wie Du dieſelben aufnehmen würdeſt. Heute, fürchte ich, müſſen ihn dieſelben geradezu überwältigt haben, denn er hat ſich ſicherlich ausgeſprochen. Lieber Vater, mache nicht zwei der beſten Gemüther in der Welt unglücklich, indem Du Deine Einwilligung verſagſt."

„Henry", ſagte Mr. Aſhley, indem er ſich zu ſeinem Sohne wendete, „glaubſt Du, William Halliburton würde ſich ausgeſprochen haben, ohne erſt meiner Zuſtimmung ſicher zu ſein?"

Henry's hagere Wange erröthete.

„Dann haſt Du ſie ihm alſo ſchon gegeben?"

„Ja, heute. Ich entlockte ihm das Geſtändniß ſeiner Liebe zu Mary. Ich ſagte ihm nicht geradezu, daß er ſie bekommen ſolle, ſondern ſtellte die Entſcheidung ihr anheim."

„Nun, dann iſt alles gut, denn ich habe auch längſt geſehen, welcher Richtung Mary's Herz gefolgt iſt. Welch eine Laſt haſt Du mir vom Herzen genommen, Papa", fuhr Henry fort. „Die letzte halbe Stunde habe ich nichts geſehen als Verwirrung und Unzufriedenheit."

„Wirklich?" entgegnete Mr. Aſhley. „Du hätteſt aber die Sache mit ein wenig geſundem Menſchenverſtand betrachten ſollen, Henry."

„Ich fürchtete nur, Papa, Du würdeſt den geſunden

Menſchenverſtand nicht unbedingt gelten laſſen", entgegnete Henry freimüthig.

„Du verſtehſt mich nicht recht. Wäre ich einem Bündniß zwiſchen Mary und William entſchieden abgeneigt geweſen, würde ich dann wohl aller Klugheit und Vorſicht entgegen ihnen Gelegenheit gegeben haben, ſich in ihrer gegenſeitigen Anhänglichkeit zu beſtärken? Schon längſt habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß es, abgeſehen vom Vermögen, im ganzen Kreiſe meiner Bekannten und auch außerhalb deſſelben keinen Mann gibt, der ſo würdig wäre, Mary's Gatte zu werden, wie William. Deshalb ließ ich ihn hier aus- und eingehen und hielt dabei das Reſultat, welches ſich herausſtellen konnte, ſcharf ins Auge gefaßt. Natürlich war daſſelbe mit leichter Mühe vorauszuſehen. Ich würde jedem Mädchen verzeihen, welches ſich in William Halliburton verliebte."

„Aber wie ſteht es mit den Wegen und Mitteln?"

„William ſoll von jetzt an einen größern Antheil an dem Ertrage des Geſchäfts beziehen und Mary erhält von mir eine angemeſſene Ausſteuer. Die jungen Leute werden ihre Wohnung in unſerm Hauſe in Helſtonleigh nehmen, und wenn wir auch dorthin kommen, ſo müſſen ſie uns als ihre Gäſte betrachten."

„Somit wird meine Viſion zur Wirklichkeit", ſagte Henry in leiſem, tiefem Tone. „Ich ſah ſie im Geiſte in dieſem Hauſe und mich ſo oft bei ihnen, als es mir gefällt. Du haſt doch wohl in Bezug auf mich auch ſchon Deinen Plan entworfen, nicht wahr Papa?"

„Das gerade nicht, Henry. Ich habe überhaupt keine Pläne entworfen. Ich habe blos die Dinge ihren Gang

gehen lassen. Es wird so besser für Dich sein, mein Sohn, als wenn Mary uns verlassen hätte, um Lady Marr zu werden."

„O, wenn ich jemals im Stande gewesen wäre, einen Menschen zu erwürgen, so wäre es dieser Marr gewesen! Ich habe mich, wie Du selbst weißt, Papa, niemals überwinden können, auch nur den gewöhnlichen Grad von Höflichkeit gegen ihn zu beobachten. Die Eitelkeit der Mädchen geht aber manchmal ins Weite, und ich hielt es nicht für unmöglich, daß er William in den Hintergrund drängen könnte. Was wird Mama sagen?"

„Mama wird getheilter Ansicht sein", sagte Mr. Ashley lächelnd. „William gefällt ihr, aber ein vornehmer Titel gefällt ihr auch. Wir müssen ihr einige Tage Zeit lassen, damit sie erst mit sich ins Klare kommt. Ich will jetzt zu ihr gehen und ihr die Nachricht mittheilen, wenn es nicht schon durch Mary geschehen ist."

„Mary ist bei ihrem Geliebten", entgegnete Henry. „Sie hat sich bis jetzt sicherlich noch nicht von ihm losreißen können."

Mary war jedoch nicht bei ihrem Geliebten. Als Mr. Ashley durch die Hausflur ging, begegnete er ihr. Sie blieb zögernd stehen und erröthete lebhaft.

„Nun, Mary", sagte ihr Vater, „ich habe Dir sehr bald wieder einen Candidaten zugeschickt, obschon Du es mir ausdrücklich untersagt hattest. Habe ich recht daran gethan?"

Mary brach in Thränen aus und Mr. Ashley drehte ihr Gesicht so herum, daß er es sehen konnte.

„Möge Gott Deine und seine Zukunft segnen, mein Kind", sagte er.

„Ich fürchte mich aber, es Mama zu ſagen", ſchluchzte ſie. „Ich glaube, ſie wird ſehr ungehalten ſein. Ich konnte aber nicht anders — ich mußte ihn lieben."

„Ganz dieſelbe Entſchuldigung ſprach er auch gegen mich aus. Ich ſelbſt konnte ja aber eben auch nicht anders, als ihm gut ſein, Mary. Ich will ſelbſt mit Mama darüber ſprechen."

Miſtreß Aſhley empfing die Nachricht nicht mit völligem Gleichmuth. Ganz wie ihr Gatte vermuthet, war ſie in ihrer Anſicht getheilt. Sie erkannte William's Vorzüge vollkommen an, aber ein vornehmer Titel und Vermögen waren in ihren Augen ebenfalls nicht zu unterſchätzende Vorzüge.

„Aber in welch eine glänzende Stellung wäre ſie gekommen, wenn ſie Sir Harry geheirathet hätte!"

„Wenn ſie Sir Harry geheirathet hätte, ſo hätten wir ſie verloren", bemerkte Mr. Aſhley.

„Verloren?"

„Allerdings. Sie wäre dann in ihre neue Heimat, zwölf Meilen von Helſtonleigh, in einen neuen Kreis von Bekannten und Verwandten gezogen und bis auf dann und wann einen Staatsbeſuch für uns verloren geweſen. So aber behalten wir ſie und ſie bleibt bei uns."

„Ja, es läßt ſich nach beiden Seiten hin vielerlei ſagen" gab Miſtreß Aſhley zu. „Was ſagt denn Henry?"

„Er glaubt, ich hätte bei dieſer Gelegenheit meinen Plan auch in Bezug auf ſeine Zukunft entworfen. Hätte Mary ſich anderswohin verheirathet, ſo hätten wir — wenn wir einmal vom Schauplatz abtreten — ihn ſich ſelbſt in ſeiner Vereinſamung und Hülfloſigkeit überlaſſen

müſſen, nun aber laſſen wir ihn bei Schweſter und Freund. Der Himmel hat dies, ſowie alles Andere, weiſe gefügt", ſetzte Mr. Aſhley in bewegtem Tone hinzu. „Margarethe, laß uns ſeine Fügung hinnehmen und dafür dankbar ſein."

Miſtreß Aſhley verließ das Zimmer, um William aufzuſuchen.

„Du wirſt ihr ein liebender Gatte ſein", ſagte ſie zu ihm; „Du wirſt ſie ſtets achten und werth halten."

„Es ſoll dies die erſte Aufgabe meines Lebens ſein", antwortete er mit Inbrunſt, indem er Miſtreß Aſhley's Hände in die ſeinen faßte.

Es war eine glückliche Gruppe, welche dieſen Abend beiſammen war. Henry lag in ſelbſtgefälliger Behaglichkeit auf ſeinem Sopha, Mary ſaß neben ihm und William ſtützte ſich auf die Lehne, während Mr. und Miſtreß Aſhley in einiger Entfernung ſaßen, ſodaß ſie nicht alles hören konnten, was zwiſchen den jungen Leuten geſprochen ward.

„Habt Ihr gehört, was Papa ſagt?" fragte Henry. „Er glaubt, Ihr hättet Euren Handel aus Gefälligkeit gegen mich geſchloſſen. Du weißt doch, William, daß der, welcher Mary nimmt, auch mich mit nehmen muß?"

„Dazu bin ich ſehr gern bereit."

„Das iſt Dein Glück! Wißt Ihr auch, wo Ihr wohnen werdet?"

William ſchüttelte den Kopf.

„Du kannſt Dir denken, wie alle dieſe Erwägungen meine Gedanken in Anſpruch nehmen", ſagte er auf Mary blickend.

„Ihr werdet in dem Hauſe in Helſtonleigh wohnen.

Es wird hinfort das Eure ſein. Papa nahm, wie ich weiß, ſchon Rückſicht darauf, als ein Theil des Meublements hierher geſchafft ward. Das Haus wird Euer ſein und ich werde den Nießbrauch davon haben und Euch beide nach Herzensluſt chicaniren. Was meinſt Du dazu, William? Mary frage ich gar nicht, denn die iſt eine Null."

„Ich kann blos antworten, je mehr Gebrauch Du von unſerm Hauſe machſt, deſto lieber ſoll es uns ſein. Was Dein Chicaniren betrifft, ſo machen wir uns nichts daraus."

„Ich freue mich, das zu hören. Ihr müßt Euch übrigens nun ſo ziemlich daran gewöhnt haben. Meine alten Zimmer werde ich nun auch künftig wieder innehaben, und ich gedenke Euch nicht wenig zu peinigen und zu quälen. Später einmal — möge es ſehr ſpät ſein! — wirſt Du Mr. Halliburton von Deoffam-Hall heißen."

„Welchen Unſinn Du doch ſchwatzeſt, Henry!"

„Unſinn? Durchaus nicht, denn ich werde dieſe Villa an Euch abtreten. Glaubt Ihr, ich werde mich allein hierherſetzen, um den Pfau zu bewundern? Was zieht Ihr denn beide für Geſichter? Na, wenn Ihr wegen Deoffam die Naſen rümpft, ſo bekommt Ihr es gar nicht. Dann vermache ich es Eurem älteſten Buben. Und wohlgemerkt, ich verlange, daß er Aſhley getauft werde und daß ich Pathenſtelle bei ihm vertrete, dann iſt er mein und nicht Euer. Ueberhaupt werde ich mit Euern Kindern, und wenn ſie zu einem halben Schock anwüchſen, machen, was ich Luſt habe, und ſie erziehen, wie es mir beliebt."

„Was gibt es denn dort?" rief Miſtreß Aſhley, als ſie eine auffallende Bewegung auf dem Sopha bemerkte.

Es gelang Mary, ſich loszumachen, und ſie entſchlüpfte mit rothglühendem Geſicht.

„Mama, ich glaube, Henry iſt nicht recht bei Verſtande. Er ſchwatzt das abgeſchmackteſte Zeug.“

„Das abgeſchmackteſte Zeug! Was habe ich denn Abgeſchmacktes geſagt, William?“

William lachte.

„Wenigſtens war es vorzeitig.“

Henry ſtreckte die Hände aus und ergriff die William's.

„Mary hat ganz recht, wenn ſie ſagt, ich müſſe von Sinnen ſein“, ſagte er; „ich bin es auch wirklich, aber vor Freuden.“

Zehntes Kapitel.

Der Traum geht in Erfüllung.

Die bevorstehende Vermählung William Halliburton's gab Anlaß zu einem Streite; es war aber ein Streit der Liebe, nicht des Grolls. Frank und Gar stritten sich mit einander, wer ihre Mutter bekommen solle. William brauchte sie nicht mehr, da er nun seinen eigenen Herd gründete.

Frank wünschte eine größere Wohnung zu nehmen, wo sie auch mit Platz fände, und gab dafür hunderterlei Gründe an, die Unzuverlässigkeit seiner Aufwärterin, seine knopflosen Hemden und was dergleichen mehr war.

Gar, der jetzt ordinirter Geistlicher war, fungirte noch in derselben Stelle als Hülfsprediger mit hundert Pfund jährlicher Besoldung und freier Wohnung im Pfarrhause. Er sagte, er habe seine Mutter schon lange haben wollen und könne sie nun nicht länger entbehren.

Jane für ihre Person wollte am liebsten zu Gar ziehen. Sie sagte, nach ihrer Ansicht wären alte Frauen — wie entrüstet würden ihre Söhne sich ausgesprochen haben, wenn sie gehört hätten, daß sie sich selbst alt nannte! — in

der Wohnung eines jungen Juriſten nicht am rechten Orte, und übrigens hielt ſie auch eine ſolche Wohnung nicht für eine ſonderlich bequeme. Wenn ſie auf William's Hochzeit alle zuſammenkämen, ſollte die Frage entſchieden werden.

Mit Frank ging es recht gut, beſſer, als es ſonſt mit jungen Anfängern in ſeinem Fache zu gehen pflegt. Er war auf ſeinen Rundreiſen als Gerichtsadvocat zwei- oder dreimal durch Helſtonleigh gekommen und hatte dabei eine Menge Aufträge erhalten.

William nahm mittlerweile Beſitz von Mr. Aſhley's altem Hauſe und der Hochzeitstag nahte heran.

Außer ihren Söhnen bekam Jane auch noch andern Beſuch, ihren Bruder Francis, welcher ſich einfand, um den Trauungsact zu vollziehen. Vielleicht geſchah es, weil der Vicar von Deoffam kürzlich geſtorben war. Er wäre vielleicht aber auch gekommen, ſelbſt wenn dieſer gichtbrüchige alte Herr noch gelebt hätte.

Klar und wolkenlos ging die Septemberſonne über Deoffam auf; nie war ein Vermählungstag von einer hellern beſchienen worden.

Es war eine ſehr ſtille Hochzeit, denn es waren nur wenige Gäſte dazu eingeladen. Mary in ihrem weißen Spitzenkleid und ihrem wallenden Schleier ſtand ſchüchtern, lieblich und erröthend neben ihren Brautjungfern, aber nicht lieblicher als eine dieſer Brautjungfern — Anna Lynn.

Anna Lynn? Ja, Anna Lynn. Zu Patience's Aerger und Entſetzen ſtand Anna in der offenen Kirche mit den Kleidern einer Brautjungfer angethan. Mary, welcher ſeit jener verhängnißvollen, unglücklichen Zeit nicht mehr geſtattet worden, auf demſelben vertrauten Fuße, wie früher,

mit Anna umzugehen, obschon sie ihr stets mit derselben Liebe zugethan geblieben, hatte von ihrer Mutter doch Erlaubniß erhalten, sie zu einer ihrer Brautjungfern zu wählen. Die Einladung erging und Samuel Lynn hielt es nicht für angemessen, sie abzulehnen. Patience war natürlich entrüstet darüber, Anna dagegen außer sich vor Freude.

Schaue sie an, lieber Leser, wie sie so dasteht in ihren sie umwogenden weißen Gewändern, nicht nach dem veralteten Schnitte ihrer Quäkerkleider, sondern nach der herrschenden Mode, während ihr herabfallendes Haar ihre rothen Wangen beschattet und ihre blauen Augen bescheiden den Boden suchen. Ein schönes Bild und ein gefährliches für Henry Ashley, wenn die Gefühle, die ihn früher beherrschten, noch jetzt die Oberhand behauptet hätten. Aber er war geheilt, hatte er zu William gesagt, und es war dies die Wahrheit.

Es sollte nicht lange dauern, daß Anna für sich selbst Brautjungfern brauchte, obschon dies von einer Quäkerin nur in bildlichem Sinne gesagt werden kann. Anna's schönes Gesicht hatte das Herz eines ihrer Glaubensgenossen erobert und er hatte um ihre Hand angehalten. Er war in socialer Beziehung eine sehr wünschenswerthe Partie zu nennen, und die heirathsfähigen jungen Damen von Helstonleigh beneideten Anna's Glück nicht wenig. Er war allerdings bedeutend älter als Anna, aber dabei ein noch schöner und ein reicher Mann, der ein großartiges Handelsgeschäft betrieb. Sein Name war Gurney. Sein außerhalb der Stadt gelegenes Wohnhaus war sehr schön und mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet. Er hielt auch Equipage. Er hatte seit einiger Zeit öftere Besuche bei

Samuel Lynn gemacht und Anna hatte Zuneigung zu ihm faſſen gelernt.

Daß ſeine Beſuche eigentlich Anna galten, davon war man gleich von vornherein überzeugt geweſen, denn Samuel Lynn konnte ſich in Bezug auf äußere Stellung nicht als ſeinesgleichen betrachten.

Nur Anna ſelbſt hatte dieſe Ueberzeugung nicht getheilt. Seit jener verhängnißvollen Kataſtrophe hatte ſie noch nie ans Heirathen gedacht und es ebenſo wenig für wahrſcheinlich gehalten, daß jemals ein Mann ſich um ſie bewerben werde. Sie muthmaßte daher die Abſichten des reichen Quäkers nicht. Hätte ſie dieſelben geahnt, ſo wäre ſie ihm vielleicht weniger freundlich begegnet, denn es lebte in ihr ein Widerſpruchsgeiſt, dem ſie gern Raum gab. Als aber endlich dieſe Muthmaßung doch in ihr erwachte, hatte ſie an dem Manne ſchon zu viel Intereſſe finden gelernt, als daß es ihr jetzt noch möglich geweſen wäre, die Kokette zu ſpielen. Es lag ſeltſamerweiſe in ſeiner Geſtalt und in den Umriſſen ſeines Geſichts etwas, was an Herbert Dare erinnerte, obſchon ſeine Züge und der Ausdruck derſelben ganz anders waren.

Es war eine ganz ausgezeichnete Partie für Anna, dies ließ ſich nicht bezweifeln, aber dennoch hatte ſie nicht Patience's vollen Beifall. Sie war im voraus überzeugt, daß Anna's zukünftiger Gatte gegen dieſe weit nachſichtiger ſein würde, als ſie es gut und heilſam hielt. Patience befürchtete, Anna werde ihre Hauben nach Belieben auf die Seite werfen, ohne deswegen zurechtgewieſen zu werden. Es wäre dies auch gar nicht unwahrſcheinlich geweſen, wenn der gute Charles Gurney ſeine Zukünftige

hätte ſehen können, wie ſie jetzt daſtand, denn ein reizenderes Bild ließ ſich kaum denken.

William empfing ruhig und ernſt Mary aus den Händen ihres Vaters. Der wohlehrwürdige Francis Tait vollzog die Trauung und Gar ſtand, nach dem in neuerer Zeit aufgekommenen Gebrauche, in ſeiner weißen Amtstracht neben ihm.

Jane, die glückliche Mutter, weinte Thränen der Freude. Frank machte ſich ſehr viel unter den Brautjungfern zu thun, und Henry Aſhley befand ſich in der glücklichſten Stimmung.

Die Gaſſen von Helſtonleigh waren an dieſem Tage von einer gaffenden Menge angefüllt und an den Fenſtern wimmelte es von Köpfen. Man wußte, daß das Brautpaar die Stadt paſſiren würde, um hier die erſte Station der Hochzeitsreiſe zu machen, deren letztes Ziel der Continent ſein ſollte.

Die ſämmtlichen Arbeiter der Firma Aſhley und Halliburton hatten ſich vor der Fabrik verſammelt und vernachläſſigten ihre Nachmittagsarbeit, eine Vernachläſſigung, in Bezug auf welche Samuel Lynn nicht blos ein Auge zudrückte, ſondern die er ſogar theilte, denn er ſtand mitten unter den Leuten.

Als der Wagen — Mr. Aſhley's Equipage — mit den von den Poſtillionen zu einem ſcharfen Trabe angetriebenen vier Pferden in Sicht kam, ſtimmten die Arbeiter ein betäubendes Lebehoch an. William lachte und nickte ihnen zu, aber von der neben ihm ſitzenden Tochter des Fabrikherrn ſah man faſt weiter nichts als eine erröthende Wange und einen fliegenden weißen Schleier.

An der Ecke einer Gaſſe, in einem abgetragenen, faden-

ſcheinigen Rock, mit blutrünſtigen Augen, ſtand Cyrill Dare. Niemals hätte man eine echtere Verkörperung eines mauvais sujet ſehen können als ihn, als er ſo hier ſtand und den Wagen vorüberrollen ſah. Der Platz, auf welchem jetzt William ſaß, hätte ſein werden können, wenn er es gewollt und ſich darum bemüht hätte. Mary's Gatte wäre er vielleicht doch nicht geworden, jedenfalls aber Mr. Aſhley's Geſchäftstheilhaber. Eine bittere Wolke von Enttäuſchung und Reue beſchattete ſein Geſicht, indem er das glückliche Paar betrachtete.

Beide ſahen ihn hier ſtehen. Dachte Mary vielleicht daran, was für ein hoffnungsvoller Gatte er für ſie geweſen ſein würde?

Cyrill ſchleuderte ihnen einige Worte nach — ein Segensſpruch war es nicht.

Hannah Dobbs hatte ihnen ebenfalls etwas nachgeſchleudert und wir hätten in Bezug auf Zeit und Wichtigkeit dies eigentlich zuerſt erwähnen ſollen. Patience, die nämlich, ebenſo neugierig wie alle Andern, an ihrem Fenſter wartete, ſah Hannah Dobbs mit etwas unter der Schürze aus ihrem Hauſe herauskommen und an dem Pförtchen Poſto faſſen, wo ſie geduldig gerade eine volle Stunde wartete. Als der Wagen von weitem ſichtbar ward, verſteckte ſie ſich hinter das Gebüſch, ſodaß von ihr nichts weiter zu ſehen war als ihre Haube und ihre Augen. In dem Augenblick aber, wo der Wagen vorüberfuhr, kam Hannah Dobbs bis in die Mitte der Straße gelaufen, und Patience glaubte anfangs, ſie wolle ſich hinten an den Wagen hängen. Dies war aber keineswegs der Fall. Sie zog vielmehr ein Paar alte Schuhe, von welchen der eine

keine Sohle und der andere kein Oberleder hatte, unter ihrer Schürze hervor und ſchleuderte dieſelben mit der vollen Kraft ihres Arms dem Wagen nach, zur großen Entrüſtung des hintenauf ſtehenden Dieners, welcher davon an den Kopf getroffen ward.

„Nichts bringt mehr Glück als alte Schuhe", brummte Hannah Dobbs ihrer Nachbarin zu, während ſie ſich wieder in ihr Haus zurückzog. „Niemals habe ich geſehen, daß eine Hochzeit Glück gebracht hätte, wobei man vergeſſen, alte Schuhe zu werfen."

„Ich wünſche den jungen Leuten auch Glück, vor allen Dingen glückliche Heimkehr aus den häßlichen fremden Ländern", bemerkte mit Nachdruck Patience, welcher ihr eigener Aufenthalt unter den Franzoſen ſo ziemlich wie ein irdiſches Fegfeuer vorgekommen war.

Elftes Kapitel.

Der Brief des Biſchofs.

Einige Tage nach der Hochzeit ward bei Miſtreß Halliburton ein an Gar adreſſirter Brief abgegeben. Das Siegel, eine Biſchofsmütze, verrieth Gar, daß der Brief von dem Biſchof von Helſtonleigh kam. Der Inhalt war, wie ſich ergab, ein Befehl, welchem zufolge Gar ſich am nächſten Morgen im biſchöflichen Palaſt einfinden ſollte.

Gar gerieth darüber in nicht geringe Aufregung. Hatte er ſich das Mißfallen des Biſchofs zugezogen und ſollte nun deswegen einen Verweis erhalten? Sein Onkel Francis war bereits nach London zurückgereiſt; Gar wollte den nächſtfolgenden Tag abreiſen; Frank dagegen gedachte noch einige Wochen zu bleiben. Es waren jetzt Gerichtsferien.

„Gar bleibt doch immer der Alte!“ rief Frank. Er betrachtet alles von der ſchlimmen Seite. Wenn der Lordkanzler mich rufen ließe, ſo würde ich mich ſofort der Hoffnung hingeben, daß mein Glück gemacht werden ſolle.

Der Biſchof will Dir jedenfalls eine Pfründe verleihen, Gar."

„Wie Du doch ſchwatzeſt!" entgegnete Gar. „Was intereſſirt der Biſchof ſich für mich?"

„Nun, er kennt Dich ja lange genug."

„Gerade ſo wie viele Andere. Wenn der Biſchof ſich für alle Theologen, die früher die lateiniſche Schule von Helſtonleigh beſucht haben, intereſſiren wollte, ſo hätte er viel zu thun. Höchſt wahrſcheinlich wird er mich wegen eines von mir unbewußt begangenen Verſehens zurechtweiſen wollen."

„Ich glaube, Du kannſt vor Angſt die ganze Nacht nicht ſchlafen."

„Aber, Frank, ich muß ſelbſt geſtehen, daß mir der Brief ſehr peremtoriſch gehalten zu ſein ſcheint", bemerkte Jane.

„Na, kurz iſt er allerdings."

Ob Gar dieſe Nacht geſchlafen hatte oder nicht, darüber ſprach er ſich am nächſten Morgen nicht aus, wohl aber machte er ſich zu der beſtimmten Zeit pünktlich auf den Weg.

Jane und Frank blieben beiſammen und erſtere ſagte, während ſie mit ihrem Sohne am Frühſtücktiſche ſaß:

„Frank, ich bin Deinetwegen oft in großer Unruhe."

„Meinetwegen?" rief Frank nicht wenig verwundert.

„Wenn Du auf Abwege gerathen ſollteſt! Ich weiß, wie groß die Verſuchungen des Lebens in London ſein müſſen, beſonders für einen jungen Mann, der ſo zu ſagen keine Häuslichkeit hat."

„Ich gehe den Verſuchungen aus dem Wege. Ja, ich ſage Dir die reine Wahrheit, liebe Mutter", ſetzte er

mit Nachdruck hinzu. „Glaubst Du, daß ich jemals der mir durch Deine Erziehung vorgezeichneten Bahn untreu werden könnte? Nein. Sieh William an, sieh Gar an, und was mich betrifft, so versichere ich Dir, daß, obschon ich mich nicht gern rühme, die Gesellschaft zur Steuerung des Bösen — wenn Du jemals von dieser geachteten Corporation gehört hast — mich als ein ausgewähltes Musterbild in Exeter-Hall aufstellen könnte. Mein scherzender Ton scheint Dir nicht zu gefallen. Dann will ich Dir in allem Ernste versichern, daß Deine Söhne Dich in Deinen Erwartungen nimmermehr täuschen werden. Wir haben nicht als Knaben unsere Pflicht gethan, um sie als Männer zu vergessen. Du lehrtest uns das Beste, was eine Mutter lehren oder ein Kind lernen kann, als Du uns die Wahrheit einprägtest, daß Gott uns überall sieht und hört."

Jane traten die Thränen in die Augen, aber es waren nicht Thränen des Kummers. Sie wußte, daß Frank aus dem Herzen sprach.

„Und Du hast also Dein gutes Auskommen?"

„Mit meiner sich immer besser gestaltenden Praxis, meinen literarischen Arbeiten und meinem Stipendium als Collegiat erfreue ich mich eines Einkommens von schon sechs- bis siebenhundert Pfund jährlich."

„Aber Du verthust doch nicht dieses ganze Geld?"

„O nein, ich lege davon so viel zurück, als ich kann. Allerdings lebe ich nicht sechs Tage in der Woche von trocknem Brot und Kartoffeln, wie wir früher thun mußten, aber ich trage Sorge, daß meine Ausgaben mäßig sind. Dadurch, daß ich mir alle kostspieligen Thorheiten vom

Leibe halte, werde ich in den Stand geſetzt, Erſparniſſe zu machen."

„Und nun, Frank — noch eine zweite Frage. Was bewog Dich, mir die Hundertpfundnote zu ſchicken?"

„Ich werde Dir bald wieder eine ſchicken", antwortete Frank. „Wie könnte ich Ueberfluß an Geld haben, ohne einen Theil davon meiner guten Mutter zufließen zu laſſen?"

„Aber ich weiß wirklich nicht, was ich damit anfangen ſoll. Ich brauche es nicht."

„Nun dann hebe es auf und ſieh es an. Solange ich Hirn im Kopfe habe und arbeiten kann, werde ich auch an meine Mutter denken. Haſt Du vielleicht vergeſſen, wie Du für uns gearbeitet haſt? Ich wollte, Du nähmeſt künftig Deine Wohnung bei mir."

Jane entwickelte ausführlich alle Gründe, aus welchen ſie den Schluß zog, daß es beſſer ſein würde, wenn ſie zu Gar zöge. Einer der hauptſächlichſten dieſer Gründe war, daß ſie dann immer noch in der Nähe von Helſtonleigh bliebe. Von allen ihren Söhnen liebte Jane — vielleicht ohne es ſelbſt zu wiſſen — ihren älteſten am meiſten, und weit von ihm hinwegzugehen, wäre für ſie eine neue Prüfung geweſen.

Es dauerte nicht lange, ſo ſahen ſie Gar wiederkommen. Er ſah durchaus nicht aus, als ob er einen Verweis erhalten hätte, ſondern eher das Gegentheil. Er kam beinahe noch ebenſo ungeſtüm zur Thür herein, wie er als Schulknabe zu thun gepflegt.

„Frank, Du hatteſt recht!" rief er. „Der Biſchof ſteht im Begriff, mir eine Pfründe zu geben! Mutter, es iſt wahr!"

„Verſteht ſich“, ſagte Frank. „Ich habe allemal recht.“

„Der Biſchof ließ mich keine Minute warten, obſchon ich noch vor der beſtimmten Zeit dawar. Er war ſehr freundlich und drückte mir die Hand.“

„Aber wie war es mit der Pfründe?“ rief Frank ungeduldig.

„Das wirſt Du ſogleich hören, Frank. Der Biſchof ſagte, er habe uns — damit meinte er Dich auch mit — heranwachſen ſehen und freue ſich, mir ſagen zu können, daß er von uns nie etwas Anderes als Gutes geſehen habe. Doch das brauche ich nicht alles zu wiederholen. Er fragte mich dann weiter, ob ich darauf vorbereitet wäre, meine Pflicht mit demſelben Eifer auch in einem höhern Amte zu erfüllen, im Fall mir ein ſolches verliehen würde. Ich antwortete, ich hoffte dies, und das Kurze und Lange von der Sache iſt, daß ich nächſtens eine Pfründe bekommen werde.“

„Es lebe der Biſchof!“ rief Frank. „Wo liegt denn aber Deine künftige Diöceſe? Im Monde?“

„Ja, das möchteſt Du wohl gern wiſſen? Rathe einmal, Mutter!“

„Wie kann ich das errathen, lieber Gar?“ fragte Jane. „Du ſollſt wohl Canonicus an der Kathedrale werden?“

Die Brüder lachten. Der Biſchof hatte mit der Beſetzung der Canonicate durchaus nichts zu thun, und ebenſo wenig konnte man ein Canonicat eine Pfründe nennen.

„Ich ſoll Rector oder Oberpfarrer von Deoffam werden, Mutter!“

„Von Deoffam? Ach, welch ein Glück!“

„Ja, von Deoffam. Nun wirſt Du nicht weit von Helſtonleigh hinwegzuziehen brauchen.“

„Ich wollte meine Perücke verwetten, daß Mr. Aſhley hier die Hand mit im Spiele gehabt hat“, rief der etwas vorſchnelle Frank.

Die Verleihung ging aber einzig und allein von dem Prälaten ſelbſt aus. Die Stelle war eine ſehr gute, denn ſie trug jährlich vierhundert Pfund, und das Pfarrhaus war das ſchönſte zehn Meilen in der Runde. Die ausgezeichnete wiſſenſchaftliche Bildung der Halliburtons, welche ſie ſich durch ihren unermüdlichen Fleiß erworben, der gute Ruf, in welchem ſie in Bezug auf ihre Moral ſtets geſtanden, waren dem Biſchof von Helſtonleigh nicht entgangen. Gar's Wandel als Geiſtlicher war muſterhaft, auch als Kanzelredner leiſtete er Außergewöhnliches, und der Biſchof war der Meinung, daß ein ſolcher Mann nicht überſehen werden dürfe. Wir leben jetzt nicht mehr in der Zeit, wo ein Biſchof die jüngern Geiſtlichen ſeines Sprengels gar nicht kannte, und der von Helſtonleigh hatte Gar Halliburton ſchon längſt als der Beförderung würdig notirt. Es iſt möglich, daß die Nennung ſeines Namens in den öffentlichen Blättern, bei Gelegenheit der Vermählung ſeines Bruders in Deoffam, den Biſchof an dieſe Stelle beſonders erinnert hatte. Wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß der Biſchof wenige Stunden, nachdem er ſie geleſen, ſeinen Wagen vorfahren ließ und einen Beſuch in Deoffam-Hall abſtattete. Während ſeines Verweilens hier reichte er Mr. Aſhley den Arm und führte ihn hinaus auf die Terraſſe, gerade als ob er ſich den Pfau in der Nähe anzuſehen wünſchte.

„Ich habe die Abſicht, Edgar Halliburton zum Pfarrer von Deoffam zu machen, Mr. Aſhley", hob er an. „Was würden Sie dazu ſagen?"

„Daß ich dies beinahe als eine mir ſelbſt erwieſene perſönliche Gunſt betrachten würde", antwortete Mr. Aſhley.

„Nun, dann iſt die Sache ſo gut wie abgemacht", ſagte der Biſchof. „Er iſt allerdings noch jung, aber ich kenne viele Geiſtliche, die, obſchon älter, doch weit weniger Verdienſte beſitzen als er."

„Sie können ſich allerdings darauf verlaſſen, Mylord, daß es wenig junge oder alte Männer gibt, welche jeder Bevorzugung ſo würdig wären wie die Halliburtons."

„Ich weiß es", ſagte der Biſchof. „Ich intereſſirte mich ſchon für ſie, als ſie noch Knaben waren, und habe ſie ſeitdem immer im Auge behalten."

Auf dieſe Weiſe ward Gar Pfarrer von Deoffam.

„Wahrſcheinlich wirſt Du Dich, da Du ſo bequem in der Nähe lebſt, bemühen, ſpäter einmal zum Untercanonicus ernannt zu werden", bemerkte Jane.

„Ich muß Dich bitten, Mütterchen, ihm nicht dergleichen Ideen in den Kopf zu ſetzen", ſagte Frank. „Der wohlehrwürdige Gar muß wirklicher Canonicus, nicht Untercanonicus werden. Dabei wird er auch noch nicht ſtehen bleiben. Wenn ich einmal im Oberhauſe auf dem Wollſack ſitze, erblicke ich vielleicht Gar mir gegenüber unter den höchſten Würdenträgern der Kirche."

Jane lachte und Gar lachte auch. Aber wer konnte es wiſſen? In der Zukunft war alles möglich.

Zwölftes Kapitel.

Das Bekenntniß einer Sterbenden.

Mittlerweile hatten William Halliburton und seine junge Gattin den Kanal passirt. Unter andern Briefen, in welchen sie Neuigkeiten nach Hause schrieben, befand sich auch der folgende. Er war von Mary, nachdem sie einige Wochen fortwaren, an ihre Mutter geschrieben.

„Dünkirchen, am 24. September.

Meine gute, liebe Mama!

William hat Dir bereits gemeldet, wie es kam, daß wir unsere Reiseroute änderten. Ich fand es an der Seeküste so herrlich, daß ich dieselbe nicht einmal gegen Paris zu vertauschen Lust hatte, besonders da ich noch andere Gelegenheiten haben werde, Paris mit William zu sehen. Boulogne war zu stark besucht und geräuschvoll. Deshalb verließen wir es, um weniger besuchte Städte zu sehen, und hielten uns in jeder einen oder zwei Tage auf. Wir gingen nach Calais und nach Gravelines, sowie nach Bourbourg und Cassel, welch letztere beide Städte aber nicht an der Küste liegen.

Die Aussicht von Cassel — welches Du nicht mit Kassel in Deutschland verwechseln darfst — ist prachtvoll. Wir trafen einige Engländer auf dem Gipfel des Berges und sie sagten uns, die Engländer nennten diesen den französischen Malvern. Ich bin mit mir selbst noch nicht einig, von wo man die schönste Aussicht hat, ob von Cassel oder vom Malvern. Man sagt, man könne von diesem Punkte achtzig Städte und Dörfer zählen, aber ich kann nicht behaupten, daß wir deren wirklich so viele gezählt hätten. Weit draußen sieht man das Meer, gerade so wie wir an einem hellen Tage von dem Malvern aus einen glitzernden Schimmer von dem Kanal von Bristol erhaschen können.

Die Aussicht von einigen der Fenster unsers Hotels war so schön, daß ich gar nicht müde werden konnte, sie zu betrachten. William sagt, er werde mir noch bessere Umgebungen zeigen, wenn er mich nach Lyon und Annonay führe, aber ich glaube kaum, daß es schönere geben kann. Nicht weit von der Stadt steht ein Trappistenkloster, wo die Mönche, wenn sie einander begegnen, weiter nichts sprechen als die Worte: Memento mori.

Manche Gebräuche in dem Hotel waren sehr patriarchalisch. So legte man uns zum Beispiel beim Frühstück Speiselöffel in die Kaffeetassen.

Von Cassel gingen wir nach Dünkirchen und wohnen hier im Chapeau rouge, dem einzigen großen Hotel des Ortes. Ein zweites großes Hotel, welches es früher hier gab, ward vor einiger Zeit in ein Kloster verwandelt. Beide stehen in der Rue des Capucins. Dünkirchen ist eine schöne und sehr saubere alte befestigte Stadt mit einer Statue des Seehelden Jean Bart auf der Mitte des Platzes,

der von ihm den Namen trägt. Mittwochs und Sonnabends wird hier der Wochenmarkt abgehalten, gerade wie in Helstonleigh. Welches Leben herrscht hier Sonnabends! Die schneeweißen Hauben der Frauen leuchten hier förmlich im Sonnenschein.

Ich kann Dir gar nicht sagen, wie gern ich diese alten flämischen Städte betrachte. Bei Mondlicht sehen sie gerade aus wie die Städte, die man aus alten Gemälden kennt. Es gibt hier ein großes Bassin und einen langen Hafen und Hafendamm. Eine englische Dame, die wir an der Table d'hôte kennen lernten, sagte, sie sei noch nie bis an das Ende dieses Hafendamms gekommen, obschon sie seit vier Jahren in Dünkirchen wohne. Zum Gehen sei es zu weit, meinte sie. Die Umgegend ist flach und arm, und die untern Volksklassen sprechen meistens flämisch.

Am Montag fuhren wir in einem Boote nach einem Orte Namens Bergues, vier Meilen von hier. Es war dort Jahrmarkt und das Boot mit Passagieren von Dünkirchen fast überfüllt. Bergues ist eine nette alte Stadt mit einer schönen Kirche. Wir hatten für die Ueberfahrt nicht mehr als fünf Sous zu bezahlen.

Indessen, ich muß alle diese Schilderungen abbrechen, um sie fortzusetzen, wenn ich nach Hause komme. Jetzt zu dem, was ich Dir hauptsächlich zu melden habe.

Es gibt hier ein eingehegtes Wäldchen, welches man den Park nennt. Am vorigen Sonntage, kurz nach unserer Ankunft, ging ich mit William darin herum und wir setzten uns auf eine der Bänke, von welchen man die Aussicht auf den alten Thurm hat. Ich war ein wenig müde, weil wir bis an das Ende des Hafendamms gegangen

waren — die Länge deſſelben hatte uns nicht abgeſchreckt. An dem andern Ende der Bank ſaß auch eine Perſon, aber wir achteten weiter nicht auf ſie. Plötzlich drehte ſie ſich zu mir herum und ſagte: ‚Habe ich nicht die Ehre, Miß Aſhley zu ſehen?‘ Denke Dir meine Ueberraſchung, Mama! Es war jene italieniſche Gouvernante der Dares, Mademoiſelle Varſini, wie man ſie zu nennen pflegte.

William miſchte ſich ein, wahrſcheinlich gefiel es ihm nicht, daß ſie mich anredete. Ich glaube, er dachte an jene Geſchichte, die von Deutſchland aus von ihr erzählt worden. Er erhob ſich und nahm mich beim Arme, um ſich mit mir zu entfernen.

‚Früher Miß Aſhley‘, ſagte er, ‚jetzt Miſtreß Halliburton.‘

Dennoch ſchwand William's Unwillen, wenn er ſolchen gefühlt hatte, augenblicklich, als er das Geſicht der Italienerin ſah. Ich kann Dir gar nicht beſchreiben, wie furchtbar krank ſie ausſah. Ihre Wangen waren weiß, eingefallen und hohl, ihre Augen eingeſunken und von einem ſchwarzen Ringe umgeben und ihre Lippen ſtanden offen und ſahen wie geſchwärzt aus.

‚Sind Sie krank?‘ fragte ich ſie. — ‚Ich bin ſo krank, daß nur noch wenige Tage dazu gehören werden, um mir den Garaus zu machen‘, antwortete ſie. ‚Der Arzt gab mir Friſt bis zum Fallen der Blätter und ſchon beſtreuen viele das Gras. In weniger als einer Woche werde ich tiefer liegen als ſie.‘ — ‚Iſt Herbert Dare bei Ihnen?‘ fragte William, wie er ſpäter ſelbſt geſtand, von dem Impuls des Augenblicks hingeriſſen, denn wenn er ſich dieſe Frage ordentlich überlegt hätte, ſo würde er ſie nicht ge-

than haben. — ‚Nein, der ist nicht bei mir‘, antwortete sie in kreischendem, zornigem Tone. ‚Ich weiß nichts von ihm; er ist ein Landstreicher geworden.‘ — ‚Aber an welchem Uebel leiden Sie?‘ fragte William wieder. — ‚Man nennt es Abzehrung‘, antwortete sie. ‚Ich war in Brüssel und erwarb mir meinen Unterhalt durch Sprachunterricht in Privathäusern. Ich mußte bei jeder Witterung ausgehen und achtete nicht auf die mehrmaligen Erkältungen, die ich mir dabei zugezogen. Nach und nach bildete sich dadurch eine Lungenkrankheit aus.‘ — ‚Sind Sie schon lange hier in dieser Stadt?‘ fragten wir sie. — ‚Im August kam ich hierher‘, antwortete sie. ‚Der belgische Arzt sagte, ein Wechsel der Luft und des Aufenthalts werde vielleicht gut für mich sein. Ich ging deshalb hierher. Es war ja für mich einerlei, wohin ich ging. Anstatt Nutzen, hatte ich aber Nachtheil davon. Gleich nach meiner Ankunft verschlimmerte sich mein Zustand und der hiesige Arzt sagte, ich dürfe nicht weiter reisen, weil meine Kräfte dazu nicht ausreichten. Was kommt auch weiter darauf an? Ich kann hier ebenso gut sterben als anderwärts.‘

Daß ihr der Tod im Gesicht geschrieben stand, war augenscheinlich; nichtsdestoweniger versuchte William ihr Hoffnung zuzusprechen; sie unterbrach ihn aber.

‚Für mich gibt es keine Genesung‘, sagte sie. ‚Ich weiß gewiß, daß ich sterben muß, und will nur hoffen, daß es nicht mehr lange dauert, sonst wird mein Geld alle.‘

Sie sagte dies in so kaltem, kurzem Tone, daß ich mich dadurch höchst unangenehm berührt fühlte. Ehe ich aber antworten konnte, wendete sie sich zu William.

‚Sie sind der William Halli — ich habe diesen Namen

nie ausſprechen können — der mit Cyrill Dare bei Mr. Aſhley war. Darf ich fragen, in welchem Gaſthauſe zu Dünkirchen Sie abgeſtiegen ſind?‘ — ‚In dem Chapeau rouge‘, antwortetete William. — ‚Wenn ich einmal dorthin ſchickte, mit der Bitte, mich zu beſuchen und mit mir zu ſprechen, würden Sie kommen?‘ fuhr ſie fort. ‚Ich habe etwas auf dem Herzen, was ich Ihnen mittheilen möchte, ehe ich ſterbe.‘

William entgegnete, wir würden ungefähr eine Woche in Dünkirchen verweilen; dann wünſchten wir ihr guten Morgen und entfernten uns auf einem andern Parkwege. Nicht lange darauf ſahen wir eine barmherzige Schweſter, eine von denen, welche umhergehen und die Kranken pflegen, auf ſie zugehen und ſie fortführen. Sie konnte kaum noch gehen und mußte alle zwei bis drei Schritte ſtehen bleiben, um Athem zu holen.

Dies geſchah, wie ich Dir ſchon vorhin ſagte, am vergangenen Sonnabend. Heute Abend, Mittwoch, gerade als wir von der Tafel aufſtanden, näherte ein Kellner ſich William und rief ihn hinaus, weil ihn jemand zu ſprechen wünſche. Es war, wie ſich ergab, dieſelbe barmherzige Schweſter, welche wir in dem Park geſehen. Sie ſagte William, Signora Varſini ſei dem Tode nahe und ließe ihn bitten, zu ihr zu kommen. William ging demgemäß mit der barmherzigen Schweſter fort, und ich habe Dir unterdeſſen dieſen Brief geſchrieben. Es iſt jetzt zehn Uhr, aber er iſt noch nicht wieder da. Ich werde meinen Brief nicht ſchließen, um Dir noch mittheilen zu können, was ſie von ihm gewollt hat. Ich kann mir es gar nicht denken.

Es ist elf Uhr. William ist wieder da. Er glaubt, sie könne den morgenden Tag nicht überleben. Ich habe aber meinen Brief umsonst offen gelassen, denn William will mir nichts erzählen. Er sagt, sie habe mit ihm von sich selbst und den Dares gesprochen, die Geschichte selbst aber eigne sich mehr für Papas Ohr als für das Deinige oder das meinige.

Meine besten Grüße und Küsse an Papa und Henry. Wir freuen uns, daß Gar nach Deoffam kommen wird.

Deine Dich stets liebende Tochter

Mary Halliburton."

Die in Mary's Brief erzählte Begegnung mußte einer jener merkwürdigen Zufälle gewesen sein, die sich zuweilen im Menschenleben ereignen. Kann aber wirklich von Zufall dabei die Rede sein? Wären William und seine Gattin nicht nach Dünkirchen gegangen — und sie kamen allerdings so zu sagen zufällig dahin, denn sie hatten ursprünglich beabsichtigt, den größten Theil ihrer Reisezeit in Paris zuzubringen — so würden sie der Italienerin nicht begegnet sein. Wäre diese wiederum nicht nach Dünkirchen gegangen, als ihr Wechsel der Luft empfohlen ward — und sie wählte diesen Ort, wie sie sagte, ganz zufällig — so wäre sie dem jungen Ehepaar nicht begegnet. Beide Parteien aber wurden hierher geführt und begegneten auf diese Weise einander. Es war nicht Zufall, sondern Fügung.

Als William mit der barmherzigen Schwester das Hotel verließ, führte sie ihn nach einem kleinen Hause in der Rue nationale, einer nicht weit vom Hotel entfernten Gasse. Die Wohnung schien aus einem kleinen Wohnzimmer und einem Schlafzimmer zu bestehen.

In dem letztern befand sich Signora Varsini. Sie trug ein weites bequemes Hauskleid und saß, durch Polsterkissen unterstützt, in einem Lehnstuhl. Das Kleid war ein vielfach verschossenes und ausgewaschenes, möglicherweise dasselbe, welches sie vor Jahren in der Nacht der Ermordung Anthony Dare's getragen.

William war überrascht, denn nach der Mittheilung der barmherzigen Schwester hatte er erwartet, sie im Bett und beinahe in den letzten Zügen anzutreffen. Dieser Geist war aber ein rastlos thätiger. Sie war augenscheinlich noch viel schwächer als bei der Begegnung im Park und schien nur noch mühsam und keuchend zu athmen.

William nahm auf einem Stuhle ihr gegenüber Platz. Von ihrem Gesicht konnte er nicht viel sehen, denn die kleine Lampe auf dem Tische war mit einem grünen Schirm versehen, der das Zimmer in Halbdunkel gehüllt ließ.

Die barmherzige Schwester zog sich in das Vorzimmer zurück und schloß die Thür, nachdem sie die Signora ermahnt, nicht allzuviel zu sprechen.

Einige Minuten lang, nachdem die erste Begrüßung vorüber war, schwieg die Italienerin, dann begann sie auf Englisch:

„Ich hätte Sie nicht gekannt — ich hatte sie nicht oft gesehen. Miß Ashley dagegen erkannte ich augenblicklich. Sie scheinen Ihr Glück gemacht zu haben."

„Ja, ich bin Mr. Ashley's Geschäftscompagnon."

„Ah! Dies gedachte ja Cyrill Dare ebenso zu werden wie Miß Ashley's Gatte. Laß Dir die Lust vergehen, Monsieur Cyrill, sagte ich zuweilen bei mir selbst, Du

wirſt das eine ebenſo wenig als das andere. Wo iſt er jetzt?"

„Zu Hauſe. Es geht ſchlecht mit ihm."

„Es wird auch nie gut mit ihm gehen", entgegnete die Signora heftig und bitter. „Er iſt ja Herbert's leiblicher Bruder. Und wie ſteht es mit dem andern — mit Georg?"

„Georg iſt in Auſtralien. Er hat, glaube ich, Ausſicht, ſein gutes Fortkommen zu finden."

„Haben die Mädchen geheirathet?"

„Nein."

„Adelaide auch nicht?"

„Nein."

Ein Lächeln umſpielte die ſchwarzen fieberhaften Lippen der Kranken.

„Mademoiſelle Adelaide trachtete nach jenem Lord. Laß Dir die Luſt vergehen, ſagte ich ebenſo wie in Bezug auf Cyrill zu mir. Für Dich gibt es keinen Lord — er treibt blos ſein Spiel mit Dir. Beſucht er ſie immer noch?"

„Lord Hawkesley? O nein. Alle vertraute Bekanntſchaft iſt zu Ende."

„Die Dares ſind heruntergekommen, nicht wahr? Sie ſind ſehr arm?"

„Ich fürchte dies allerdings. Ja, ſie ſind ſehr weit herunter. Darf ich fragen, was Sie eigentlich von mir wünſchen?"

„Sie fragen mich ſehr bald", antwortete ſie in mißmuthigem Tone. „Fürchten Sie, ich werde Sie anſtecken, wie Sie wegen ihrer jungen Gattin ſchon am Sonnabend zu fürchten ſchienen?"

„Wenn ich Ihnen in irgend einer Beziehung einen Dienſt leiſten kann, ſo bin ich gern dazu bereit", antwortete William freundlich, um ſie zu begütigen. Ich glaube, Sie ſind ſehr krank."

„Der Doctor war heut Nachmittag hier. ‚Liebe Freundin', ſagte er, ‚der morgende Tag wird wohl das Ende ſein. Sie ſind zu ſchwach, um es noch lange zu treiben; Ihre Lunge iſt ſo ziemlich aufgezehrt.'"

„Dies ſagte er als Arzt zu Ihnen?"

„Er weiß, daß ich meinen Zuſtand ebenſo gut kenne als er. Gegen alle ſeine Patienten wird er natürlich nicht ſo offen mit der Sprache herausgehen. Dann ſagte ich zu der Schweſter: ‚Helfen Sie mir aufſtehen und machen Sie das Bett, denn ich muß einen Freund ſprechen', und dann ſchickte ich ſie zu Ihnen. Ich ſagte Ihnen, ich wünſchte, daß Sie mir einen kleinen Dienſt leiſteten. Wollen Sie dies thun?"

„Wenn ich kann."

„Es iſt nicht viel. Hier iſt es", ſetzte ſie hinzu, indem ſie ein kleines Packet, mit Siegel und Stempel verſehen, wie ein Brief, unter ihrem weiten Kleide hervorzog. „Wollen Sie mir verſprechen, dies, nachdem ich todt bin, unverſehrt auf die Poſt zu geben? Eher aber darf es nicht geſchehen."

„Ja wohl, das werde ich ſehr gern beſorgen", antwortete William, indem er den Brief ergriff und einen Blick auf die Aufſchrift warf. Sie war an „Herbert Dare in Düſſeldorf" gerichtet.

„Iſt er dort?" fragte William.

„Es war dies ſeine Adreſſe, als ich das letzte Mal von

ihm hörte. Er weilt jetzt bald hier, bald da, denn er ist, wie ich Ihnen schon sagte, Landstreicher geworden. Er ist wie Kain", fuhr sie in heftigem Tone fort. „Kain wanderte auch auf der Erde herum und fand nirgends Ruhe. So ist es auch mit Herbert Dare. Und wer kann sich darüber wundern? Kain erschlug seinen Bruder, und was hat Herbert gethan?"

William, höchlich überrascht von diesen Worten, sah ihr, soweit es der von dem Lampenschirm geworfene dunkle Schatten erlaubte, forschend ins Gesicht. Daß sie in einer sehr aufgeregten, Herbert Dare feindseligen Stimmung sich befand, war unbestreitbar.

„Seinen Bruder hat er wenigstens nicht erschlagen", bemerkte William. „Ich fürchte allerdings, daß er kein guter Mensch ist, und Sie mögen Ursache haben, davon noch fester überzeugt zu sein als ich, seinen Bruder aber hat er nicht erschlagen. Sie waren damals selbst in Helstonleigh, Mademoiselle, und werden sich erinnern, daß er von dieser Anklage freigesprochen ward."

„Dann sage ich, daß er ihn erschlug."

Sie sagte dies langsam und deutlich. William konnte sie blos erstaunt ansehen. War sie nicht recht bei Sinnen?

Sie stierte ihn mit ihren hellblauen, funkelnden Augen an, ganz denselben Augen, aus welchen der alte Anthony Dare nicht klug zu werden vermochte.

„Was sagten Sie?" fragte William.

„Ich sage, daß Herbert Dare ein zweiter Kain ist", antwortete sie.

„Er hat aber Anthony nicht ermordet", wiederholte

William; „er kann ihn nicht ermordet haben. Er war zu jener Zeit an einem andern Orte.“

„Ja, bei jenem Puritanerkind in der sonderbaren Tracht, die eigentlich nur für Bewohnerinnen eines Irrenhauses taugt. Ich weiß, daß er an einem andern Orte war“, fuhr sie fort und schien durch Leidenschaft und natürliche Bewegung in furchtbarem Grade aufgeregt zu werden.

„Nun, wovon sprechen Sie dann?“ frug William. „Es ist ja eine reine Unmöglichkeit, daß Herbert seinen Bruder umgebracht habe.“

„Er ließ ihn umbringen.“

William fühlte sich von einem unbeschreiblichen Schauer des Entsetzens durchrieselt.

„Was wollen Sie damit sagen?“ stammelte er.

„Ich sendete den Brief, den Sie jetzt zur Besorgung übernommen haben, an Herbert, den Schlechten, aber er zieht von einem Orte zum andern umher und der Brief kommt daher vielleicht nie in seine Hände. Deshalb wünsche ich Ihnen dem Hauptinhalte nach zu sagen, was in dem Briefe geschrieben steht, damit Sie es ihm sagen können, wenn er Ihnen zufällig in den Weg kommt. Er kehrt vielleicht einmal nach Helstonleigh zurück, wenn er nicht vorher bei seinem unstäten Leben den Tod findet. Hieß es dort nicht schon einmal, er wäre todt?“

„Blos ein paar Tage lang. Es war ein unbegründetes Gerücht.“

„Und wenn Sie ihn sehen und dieser Brief ihm nicht zu Händen gekommen ist, so erzählen Sie ihm, was ich jetzt im Begriff stehe, Ihnen zu sagen.“

„Was betrifft es?" fragte William.

„Wollen Sie mir verſprechen, es ihm zu ſagen?"

„Nicht eher, als bis ich zuvor gehört habe, was es iſt", entgegnete William feſt. „Vertrauen Sie es mir an, wenn Sie wollen, und ich werde es heilig bewahren; was aber die weitere Mittheilung an Herbert Dare betrifft, ſo muß ich meinem eigenen Urtheile folgen. Es kann ja leicht etwas ſein, was beſſer ungeſagt bleibt."

„Ich verlange nicht von Ihnen, es heilig zu bewahren", entgegnete die Signora. „Sie können es der ganzen Welt ſagen, wenn Sie wollen; Sie können es Ihrer Gattin, Sie können es ganz Helſtonleigh erzählen, aber nicht eher, als bis ich todt bin. Wollen Sie mir dies verſprechen?"

„Ja, ſehr gern."

„Bei Ihrer Ehre?"

William's biedere aufrichtige Augen blickten in die ihrigen.

„Bei meiner Ehre, ja", ſagte er lächelnd, „wenn dies Sie vollſtändiger zufriedenſtellen kann. Es war aber nicht nothwendig."

Die Italienerin ſchwieg einige Augenblicke und brach dann heftig los:

„Wenn Sie ihn ſehen, dieſen Taugenichts, dieſen —"

„Ich bitte Sie, ruhig zu ſein", unterbrach ſie William. „Dieſe Aufregung kann für Sie in Ihrem ſchwachen Zuſtande nur höchſt nachtheilig ſein."

„Sagen Sie ihm", fuhr ſie, ſich vorwärts neigend, in etwas ruhigerem Tone fort, „ſagen Sie ihm, daß er es geweſen ſei, der den Tod ſeines Bruders Anthony verſchuldet."

William konnte ſie nur anſehen. Redete ſie irre?

„Ich war die Mörderin!“ rief ſie. „Ich mordete ihn, weil ich ihn fälſchlich für Herbert anſah.“

Kaum waren dieſe Worte aus ihrem Munde, als alles, was bei jenem tragiſchen Vorgange räthſelhaft und dunkel geweſen, vor William's geiſtigem Auge hinwegzurollen ſchien wie eine Wolke. Das Geheimniß in Bezug auf den Thäter, die Unmöglichkeit, den Verdacht auf irgend jemand zu lenken, war nun erklärt, und es bemächtigte ſich William's ſofort die Ueberzeugung, daß die Italienerin die Wahrheit ſpräche. Er bebte unwillkürlich vor ihr zurück.

„Er hatte ſchlecht an mir gehandelt, dieſer verruchte Herbert“, fuhr ſie in wilder Aufregung fort. „Er belog mich, er verſpottete und verhöhnte mich. Er hatte meine Neigung zu erwerben gewußt, und dann kehrte er ſich von mir ab und verlachte mich. Er hatte ſich blos einen Zeitvertreib mit mir gemacht.“

Ihre Stimme verwandelte ſich in ein förmliches Gekreiſch, ihr Geſicht und ihre Lippen wurden aſchenbleich und ſie begann die Glieder zu zucken, als ob ſie Convulſionen bekäme.

William erſchrak und ſuchte ihr Hülfe zu ſchaffen. Er konnte nicht umhin, dies zu thun, ſo ſehr auch ſein Inneres ſich gegen ſie empörte.

Er öffnete die Thür des Vorzimmers und rief der barmherzigen Schweſter zu:

„Y a-t-il quelque chose qu'on peut donner à Madame pour la soulager?“

Die Schweſter kam ſofort hereingeeilt.

„Mais oui, monsieur. Madame s'agite, n'est-ce pas?“ fragte ſie.

William bejahte dieſe Frage.

Die Schweſter goß einige Tropfen aus einem Fläſchchen in ein Weinglas mit Waſſer und hielt dieſes an die zuckenden Lippen.

„Si vous vous agitez comme cela, Madame, c'est pour vous tuer, savez-vous“, rief ſie.

„Ich fürchte das auch“, ſetzte William zu der Kranken auf Engliſch hinzu. „Es wäre beſſer, wenn ich dies nicht hörte und Sie ſich nicht in dieſen Zuſtand verſetzten.“

Signora Varſini ward ruhiger und die Schweſter entfernte ſich wieder. William nahm ſeinen Platz ein wie zuvor. Es ſchien einmal nichts zu helfen, und die Italienerin fuhr in ihrer Erzählung weiter fort.

„Ich werde mich nicht wieder aufregen“, ſagte ſie. „Ich will Ihnen nicht alle Einzelheiten oder alles, was ich litt, erzählen — à quoi bon? Meine Martern nahmen Tag und Nacht kein Ende und mein Herz kam auf arge Gedanken.“

„Still, ſtill, Mademoiſelle Varſini! Die barmherzige Schweſter könnte Sie hören.“

„Was thut das? Sie verſteht ja nicht Engliſch.“

„Ich kann auch um Ihrer ſelbſt willen nicht ruhig ſitzen bleiben, wenn Sie ſich in dieſen Zuſtand verſetzen“, entgegnete William.

„Sie müſſen ſitzen bleiben; Sie müſſen mich anhören! Sie haben verſprochen, es zu thun“, antwortete ſie.

„Ja, ich werde es auch thun, wenn Sie vernünftig und ruhig ſind.“

„Ich will ruhig ſein“, entgegnete ſie, mit gewaltiger Wil-

lenskraft ihre Leidenschaft bezwingend. „Das Schlimmste ist erzählt, oder vielmehr ich erzähle Ihnen das Schlimmste nicht. Dieser schändliche Herbert — können Sie sich wundern, daß mein Herz auf Rachegedanken kam?“

William, der nun ihr wildes, leicht entzündliches Gemüth einigermaßen kennen gelernt, wunderte sich nicht darüber.

„Ich weiß noch nicht, was ich eigentlich zu denken habe“, flüsterte er. „Haben Sie Anthony wirklich umgebracht?“

Sie lehnte sich in ihrem Stuhle zurück und schlug die Hände zusammen.

„Ja wohl habe ich es gethan. Sagen Sie es ihm“, fuhr sie wieder leidenschaftlich fort. „Sagen Sie ihm, daß ich Anthony umbrachte, weil ich glaubte, er sei es.“

„Das ist eine furchtbare Geschichte“, sagte William schaudernd.

„Es war nicht meine Absicht, daß es so schlimm werden sollte“, antwortete sie wieder ruhiger. „Nein, dies war nicht meine Absicht, und ich sage Ihnen dies so aufrichtig und wahrhaft, als ob ich meine Beichte ablegte, um das heilige Abendmahl zu empfangen. Meine Absicht war blos, ihn zu verwunden.“

„Herbert?“

„Ja wohl, Herbert! Wen sonst?“ entgegnete sie und schien wieder in ihre Krämpfe verfallen zu wollen. „Hatte ich wohl Ursache, mich an dem armen Anthony irgendwie zu rächen? Nein, gewiß nicht. Anthony war zuweilen gegen andere Leute mürrisch und unfreundlich, gegen mich aber stets artig und höflich. Nie habe ich mich auch nur mit

einem Worte mit ihm verfeindet. Cyrill liebte ich nicht, Georg und Anthony aber waren mir nicht zuwider. Warum", fuhr sie die Hände ringend fort, „warum verließ Anthony an jenem Abend sein Zimmer und ging noch einmal aus, nachdem er gesagt, daß er das Haus nicht wieder verlassen werde! Dies war der Anlaß zu dem ganzen Unheil."

„Nicht ganz", bemerkte William in leisem Tone.

„O doch, doch!" entgegnete sie heftig. „Meine Absicht war blos, Mr. Herbert im Finstern einen kleinen Stich zu versetzen, um mich an ihm zu rächen und um seinen Besuchen auf jenem Felde für einige Zeit ein Ziel zu setzen. Ihn umzubringen, war mein Wille durchaus nicht. Dazu hatte ich ihn viel zu lieb, so schlecht er sich auch gegen mich benahm. Auch Anthony hätte nicht durch meine Hand seinen Tod gefunden, wenn er nicht betrunken gewesen und in die Spitze der —"

„Scheere gefallen wäre?" unterstellte William, denn die Italienerin stockte plötzlich. Wie konnte er, selbst nachdem er dies Geständniß gehört, einer Dame eine schlimmere Waffe zutrauen?

„Ich hatte etwas Schärferes als eine Scheere bei mir", entgegnete sie. „Doch lassen wir das dahingestellt sein. Es kommt nichts darauf an. Herbert entging der kleinen Wunde, die ich ihm zugedacht, und der arme Anthony verlor sein Leben."

Es trat eine lange Pause ein. William unterbrach dieselbe, indem er die Gedanken aussprach, welche zunächst in ihm erwachten.

„Und dennoch gingen Sie ſpäter nach Rotterdam, um mit Herbert auf freundſchaftlichem Fuße zu leben.“

„Als er mir ſchrieb,. es ſei dort Gelegenheit zu gutem Privatunterricht, konnte ich da wohl wiſſen, daß es nicht wahr ſei? Konnte ich wiſſen, daß er mir mein ganzes Geld abborgen würde? Konnte ich wiſſen, daß er ſo verrucht und niederträchtig ſein würde, mir —“

„Mademoiſelle, ich bitte Sie, beruhigen Sie ſich.“

„Nun gut, ja, ich will nichts mehr ſagen, ich habe es nun überſtanden. Er ſoll aber wiſſen, daß die Kataſtrophe jener Nacht ſein Werk war. Man that ihm kein Unrecht, als man ihn deswegen ins Gefängniß warf. Der Brief, den ich Ihnen gegeben, kommt ihm vielleicht niemals zu Händen und ich bitte Sie deshalb, wenn dies der Fall ſein ſollte, es ihm mündlich zu ſagen.“

„Dann haben Sie ſelbſt ihm nie etwas davon mitgetheilt?“ fragte William.

„Niemals. Ich ſcheute mich. Wollen Sie es ihm ſagen?“

„Ein beſtimmtes Verſprechen kann ich nicht geben. Ich muß dabei nach meinem eigenen Urtheil zu Werke gehen. Ich halte es für ſehr unwahrſcheinlich, daß ich ihn jemals wiederſehen werde.“

„Man trifft zuweilen mit Perſonen zuſammen, die man nicht wiederzuſehen erwartet hat. Bis vergangenen Sonnabend würden Sie vielleicht auch geſagt haben, es ſei unwahrſcheinlich, daß Sie mich jemals wiederſehen würden.“

„Das iſt allerdings wahr.“

Nun, da die mit ihrer Mittheilung verknüpfte Aufregung vorüber war, lehnte die Italienerin ſich im Zu-

ſtande äußerſter Erſchöpfung zurück. William erhob ſich, um zu gehen, und ſie bot ihm die Hand.

Konnte er dieſelbe zurückweiſen, ſo verbrecheriſch ſie auch ihrem eigenen Geſtändniſſe zufolge war? Nein. Wer war er, daß er ſich zu ihrem Richter aufwerfen ſollte? Und ſie war dem Tode nahe!

„Läßt ſich nichts thun, um Ihre Leiden zu mildern?“ fragte er in theilnehmendem Tone.

„Nein, nichts. Je eher der Tod kommt, um mich davon zu erlöſen, deſto beſſer iſt es.“

William verweilte noch zögernd. Dann bückte er ſich auf ſie herab und ſprach flüſternd:

„Haben Sie ſchon oft an das Leben in jener Welt gedacht, an die Nothwendigkeit der Reue und Buße?“

„Das iſt Ihre proteſtantiſche Art und Weiſe“, antwortete ſie gelaſſen. „Ich habe meinem Prieſter gebeichtet und er hat mir Abſolution ertheilt. Es war ein guter, wohlbeleibter alter Mann und ſehr gütig gegen mich. Ich erzählte ihm, wie ich im Leben umhergeſchleudert worden. Er wird mir noch das Abendmahl reichen und für mein Seelenheil eine Meſſe leſen laſſen.“

„Ich glaube aber gehört zu haben, Sie wären Proteſtantin.“

„Ich war beides. Zu Madame Dare ſagte ich, ich wäre Proteſtantin. Wenn man aber ſeinen Tod herannahen ſieht, dann iſt die katholiſche Religion die bequemſte. Ihre Prieſter ſagen, ſie könnten die Sünden nicht vergeben.“

Die Unterredung ſelbſt hatte natürlich mehr Zeit in Anſpruch genommen, als wir gebraucht haben, ſie wieder-

zugeben, und es war daher ziemlich spät geworden, als William in sein Hotel zurückkehrte.

Mary gab ihm ihr Befremden über sein langes Ausbleiben zu erkennen. Der Brief, den sie an ihre Mutter geschrieben und welchen der Leser bereits kennt, lag noch offen auf dem Tisch.

„Du bist müde, liebes Kind", sagte William. „Du hättest nicht aufbleiben sollen."

„Dein langes Ausbleiben beunruhigte mich, William", entgegnete Mary. „Ich glaubte schon, Du wärest mit dem Dampfschiff nach London abgereist und hättest mich hier sitzen gelassen. Der Omnibus des Hotels brachte einige Passagiere um zehn Uhr nach dem Landungsplatze."

William setzte sich auf das Sopha und schloß seine junge Gattin in seine Arme. Sein Herz war erfüllt von Dankbarkeit, daß nicht alle Frauen der glichen, welche er so eben verlassen.

„Und was wollte Mademoiselle Varsini von Dir, William? Ist sie wirklich dem Tode nahe?"

„Allerdings glaube ich dies. Was Sie von mir wollte, darfst Du mich nicht fragen, Mary. Sie wollte mir etwas sagen. Sie wollte von Dingen sprechen, die auf sie selbst und die Dares Bezug haben. Für Dein Ohr aber würden diese Dinge nicht angenehm sein."

„Ich habe aber einen Bericht über alles dies an Mama geschrieben und den Brief offen gelassen, um noch hinzuzuschreiben, was die Gouvernante Dir zu sagen haben konnte. Was soll ich ihr nun schreiben?"

„Schreibe ihr, was ich Dir sage, liebe Mary, näm-

lich daß das, was ich gehört habe, für Papas Ohr beſſer taugt als für Mamas oder das Deinige."

Mary erhob ſich und ſchrieb raſch die Schlußworte ihres Briefs. William ſtellte ſich daneben und ſah ihr zu.

„Mein neuer Name iſt mir noch gar nicht recht geläufig", ſagte ſie. „Beinahe hätte ich ‚Mary Aſhley' unterzeichnet."

„Würdeſt Du wohl gern Deinen alten Namen wieder annehmen, wenn Du könnteſt?" rief er neckend.

„O William!"

Endlich kam der Tag, an welchem die jungen Ehegatten abreiſen wollten, gerade eine Woche nach ihrer Ankunft und jener Begegnung im Park. Sie machten einen frühen Spaziergang auf dem Marktplatze, als gewiſſe dumpfe Töne wie die eines feierlichen Geſanges an ihr Ohr ſchlugen.

Ein Leichenzug kam daher. Derſelbe hatte eben die Kirche an der andern Ecke des Marktplatzes verlaſſen.

Es war kein pomphafter Leichenzug, ſondern gerade das Gegentheil. Am Tage vorher hatten ſie ein großartiges Begräbniß geſehen, welches von ſieben oder acht Fahnen und ebenſo vielen Prieſtern begleitet geweſen.

Ein plötzlich erwachender Gedanke bewog William, eine an ihrer Ladenthür ſtehende Handelsfrau zu fragen, wer dieſe Leiche ſei.

„Monsieur, c'est l'enterrement d'une étrangère — d'une Italienne — Madame Varsini."

„O William, und man begräbt ſie ſchon?" rief Mary förmlich entrüſtet. „Erſt geſtern Mittag kam die barmherzige Schweſter zu Dir, um Dir zu melden, daß die Gouvernante geſtorben ſei. Welche Rückſichtsloſigkeit!"

„Still, ſtill, liebes Kind! Viele dieſer Leute hier verſtehen Engliſch. Man begräbt einmal hier zu Lande die Todten ſehr bald.“

Die beiden jungen Ehegatten blieben ſtehen und der Leichenzug kam raſch näher. Ein einziges ſchwarzes Panier ward von der Hand eines Mannes hoch emporgehalten, dann folgten zwei Knaben in Chorhemden mit brennenden Kerzen und der ſingende Prieſter mit ſeinem aufgeſchlagenen Buch. Acht Männer in weißgeränderten Hüten und ſchwarzen Mänteln trugen den Sarg auf einer Bahre und dann folgte eine Anzahl zufälliger Begleiter, wie dies bei Begräbniſſen in dieſem Lande in der Regel der Fall iſt.

Als die Leiche auf ihrem Wege nach dem Kirchhofe an William vorüberkam, nahm er, der Sitte des Landes folgend, den Hut ab und blieb unbedeckt, bis ſie vorbei war.

Und dies war das Letzte, was man von Bianca Varſini ſah und hörte.

Dreizehntes Kapitel.

Der Sturz der Dares.

Es war an einem Wintermorgen, und die Gäste an William Halliburton's Frühstücktische gewährten in Verbindung mit dem gemüthlichen Kaminfeuer und dem reich besetzten Tische einen traulichen und wohlthuenden Anblick. Mr. und Mistreß Ashley und Henry waren Gäste, und wir müssen hinzufügen, daß man in Mr. Ashley jetzt keine geringere Person als den Obersheriff der Grafschaft bewirthete.

Von allen den der Königin für dies Amt in Vorschlag gebrachten Herren, unter denen sich auch der Baronet Sir Harry Marr befand, hatte sich dieselbe für Thomas Ashley, Esquire, von Deoffam-Hall entschieden.

Das Gartenthor flog auf und es kam eine Dame schnell den Kiesweg entlang auf das Haus zu. Mary, welche dem Fenster gegenüber an der Spitze der Tafel saß, erblickte die Kommende.

„Es ist Mistreß Dare!" rief sie.

„Mistreß Dare?" wiederholte Mr. Ashley, als man die Thürglocke läuten hörte. „Das ist ja Unsinn!"

„Nein, nein, es ist wie ich sage, Papa.“

„Du wirst Dich doch wohl geirrt haben, Mary“, sagte William. „Zu dieser frühen Stunde wird Mistreß Dare schwerlich ausgehen.“

„O ihr Ungläubigen!“ lachte Mary. „Als ob ich Mistreß Dare nicht kennte! Sie sah sehr aufgeregt und unruhig aus.“

Mistreß Dare, die in der That sehr aufgeregt und unruhig aussah, trat in das Frühstückzimmer. Der Diener hatte sie in ein anderes Zimmer geleiten wollen, aber sie hatte ihn beiseite geschoben und trat jetzt mitten unter die Familie. Was führte sie hierher? Was kam sie zu melden? Ach, den unheilvollen Sturz ihres Hauses!

Wie die Dares es möglich gemacht hatten, sich noch so lange zu halten, war allen unbegreiflich gewesen. Sie hatten da Zahlung versprochen und dort Zahlung versprochen, und die Gläubiger, besonders Handwerker und Handelsleute, wollten nicht gern Zwangsmaßregeln gegen den alten Anthony Dare in Anwendung bringen, welcher so lange eine so hervorragende Stellung in Helstonleigh eingenommen hatte.

Seine Praxis hatte er nach und nach beinahe ganz eingebüßt, vielleicht weil niemand, der die nöthige Befähigung zu ihrer Betreibung besaß, an der Spitze stand.

Cyrill war ganz das, was Mademoiselle von Herbert gesagt hatte, ein Bummler und Tagedieb, und zwar ein unverbesserlicher. In das Bureau taugte er nicht im mindesten, desto besser aber ins Wirthshaus.

Der alte Mr. Dare schlich mit seinem weißen Haar, seiner gebückten Gestalt und seinen trüben Augen fast noch

alle Tage nach ſeinem Bureau, aber ſein Gedächtniß ward ihm häufig untreu, und es war augenſcheinlich, daß er anfing kindiſch zu werden. In der letzten Zeit hatten die Dares faſt ausſchließlich von dem heimlichen Verkaufe ihrer beweglichen Effecten gelebt, gerade ſo wie die Bewohner von Honey-Fair zu thun pflegten, wenn ſie einmal keine Arbeit hatten. Sie waren überall ſchuldig — Miethzins, Abgaben, Lohn für die Dienſtleute — ſie hatten große Schulden und kleine Schulden. Und nun hatte der Hauswirth Execution eingelegt, und die Noth war dadurch aufs höchſte geſtiegen.

Miſtreß Dare kam nun in ihrer Angſt — denn der unwillkommene Gaſt, der Executor, hatte ſich an dieſem Morgen eingefunden — zu Mr. Aſhley und hoffte vielleicht bei dieſem noch Hülfe zu finden.

„Ach mein Gott! welch ein Unglück!“ lautete ihr Gruß, während ſie ganz außer ſich die Hände rang.

Die Frühſtückenden erhoben ſich beſtürzt und glaubten, die Eintretende hätte den Verſtand verloren. William reichte ihr einen Stuhl.

„Laſſen Sie ſich nicht ſtören“, rief ſie, indem ſie ſich auf den Stuhl niederwarf. „Ich habe unſere Drangſale zu verheimlichen geſucht, ſolange es möglich geweſen iſt, aber jetzt kann ich ſie nicht mehr verheimlichen, ich komme zu Ihnen, um bei Ihnen Hülfe zu ſuchen. Fordern Sie mich nicht auf, etwas zu eſſen oder zu trinken, Miſtreß Halliburton; ich könnte keinen Biſſen und keinen Schluck hinunterbringen.“

Sie ging nun ausführlicher in die Schilderung ihrer Lage ein und erzählte, wie lange ſie kein Geld gehabt, wie

lange ſie vom Borgen und Verpfänden ihrer Sachen gelebt, wie ſie mehr ſchuldig ſeien, als ſie ſagen könne, und wie an dieſem Morgen ein ſchrecklicher Mann, ein Abgeſandter des Hauswirths, ſich bei ihnen eingefunden habe.

„Was ſollen wir nun anfangen?“ wehklagte ſie. „Wollen Sie uns nicht helfen, Mr. Aſhley? Ihre Gattin iſt die Couſine meines Mannes, wie Sie wiſſen. Mr. Halliburton, wollen Sie uns vielleicht helfen? Wiſſen Sie, daß ich auch mit Ihnen verwandt bin? Ihr Vater und ich waren erſte Geſchwiſterkinder und lebten eine Zeit lang unter einem und demſelben Dach.“

William gedachte der frühern Jahre, wo Miſtreß Dare nicht ſo ſchnell bei der Hand geweſen war, die Verwandtſchaft anzuerkennen. Er erinnerte ſich des Tages, wo Mr. Dare ihnen ebenfalls Execution ins Haus gelegt und wo ſeine Mutter zu ihm gegangen war, um ihn um Nachſicht zu bitten. Auch Mr. Aſhley dachte daran und ſein Blick begegnete dem William's. Ach, wunderbar hatte ſich doch das Blatt gewendet!

„Was wünſchen Sie, daß ich thue?“ fragte Mr. Aſhley. „Ich verſtehe Sie nicht.“

„Sie verſtehen mich nicht?“ rief ſie faſt heftig. „Ich wünſche vor allen Dingen unſern Hauswirth bezahlt zu ſehen. Ihnen, Mr. Aſhley, ſtehen reichliche Mittel zu Gebote und Sie könnten dies ſchon für uns thun.“

Die Bitte war in der That eine ſehr beſcheidene! Der Miethzins war auf drei Jahre im Rückſtand und betrug über zweihundert Pfund.

Mr. Aſhley antwortete in aller Ruhe:

„Wenn Sie ſich die Sache nur einen Augenblick lang

richtig überlegen, Miſtreß Dare, ſo werden Sie die Ueberzeugung gewinnen, daß die Bezahlung dieſes Geldes eine nutzloſe Verſchwendung wäre. In dem Augenblick, wo etwas davon verlautete — und aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt dies ſchon geſchehen — würden andere, ebenſo dringende Anſprüche geltend gemacht werden."

„Die Geſchäftsleute müſſen warten", antwortete Miſtreß Dare in gereiztem Tone.

„Worauf denn?" fragte Mr. Aſhley. „Erwarten Sie vielleicht wieder zu Vermögen zu kommen?"

Ja wohl, worauf ſollten die Leute warten? Bis die Dares vollſtändig ruinirt wären? Denn etwas Anderes ſtand ſchwerlich in Ausſicht. Miſtreß Dare ſaß ſchweigend da und pochte mit dem Fuße auf den Teppich.

„Mit meinem Manne iſt nichts mehr anzufangen", ſagte ſie dann. „Was er in der einen Minute ſagt, vergißt er in der nächſten ſchon wieder. Er befindet ſich in einem Zuſtande, welcher beinahe Stumpfſinn zu nennen iſt. Ich habe niemand, an den ich mich wenden, mit dem ich mich berathen könnte, und deshalb komme ich zu Ihnen. Sie müſſen mir helfen."

„Aber ich ſehe nicht ein, was ich für Sie thun könnte", entgegnete Mr. Aſhley. „Was die Bezahlung Ihrer Schulden betrifft, ſo iſt dies eine Sache, an welche nicht im entfernteſten gedacht werden kann. Ich habe ſelbſt Zahlungen zu machen und meine eigenen Ausgaben zu beſtreiten. Ich könnte in dieſer Beziehung nichts für Sie thun, Miſtreß Dare."

Sie ſchwieg wieder und ſpielte krampfhaft mit ihren Hutbändern.

„Wollen Sie mich nicht nach Hause begleiten und selbst einmal sehen, was Sie mit meinem Mann anfangen können?“ hob sie wieder an. „Vielleicht können Sie doch etwas Zweckdienliches mit ihm besprechen. Ich verstehe von Geschäftssachen nichts.“

„Ich kann Sie nicht begleiten“, entgegnete Mr. Ashley. „Ich muß der Versammlung beiwohnen, welche heute Vormittag im Stadthause abgehalten wird.“

„In Ihrer amtlichen Eigenschaft, nicht wahr?“ bemerkte Mistreß Dare in durchaus nicht angenehmem Tone. „Ich hatte nicht daran gedacht, daß Sie jetzt dort den Vorsitz zu führen haben. Wie vornehm Sie doch geworden sind!“

„Allerdings vornehm, wenn man die geringe Meinung bedenkt, welche Sie früher von dem Handschuhfabrikanten Thomas Ashley hatten“, antwortete er mit gutmüthigem Lachen. „Ich werde übrigens im Laufe des Tages Ihren Gatten besuchen, Mistreß Dare.“

Nun wendete sie sich zu William.

„Wollen Sie mich nicht nach Hause begleiten?“ fragte sie. „Als Verwandte habe ich Anspruch auf Ihren Beistand“, setzte sie hinzu.

„Ich muß Mr. Ashley in die Versammlung begleiten,“ sagte William kopfschüttelnd.

Damit mußte Mistreß Dare sich begnügen. Sie drehte sich rasch herum und verließ das Zimmer, während William sie bis an die Thür begleitete.

„Wie nennt Ihr das?“ fragte Henry, seine Stimme jetzt zum ersten Male erhebend.

„Wie wir es nennen?“ wiederholte seine Schwester.

„Ja wohl, wie Ihr es nennt. Ich würde es erbärmlich nennen.“

„Still, still, Henry!“ sagte Mr. Ashley.

„Schon gut, aber erbärmlich bleibt es doch.“

Ganz wie Mr. Ashley vermuthet, war das Unglück der Dares schon ruchbar geworden und die Unglücklichen wurden nun von ungestümen Gläubigern in ihrem Hause förmlich belagert.

Als Mr. Ashley und William hier ankamen — denn sie gingen nach dem Schlusse der öffentlichen Versammlung hin — trafen sie Mr. Dare allein im Speisezimmer sitzend, dem traurigen Speisezimmer, welches Zeuge von Anthony's tragischem Ende gewesen.

Er saß zusammengeduckt am Feuer und streckte seine magern Hände der Flamme entgegen. Er war noch nicht geradezu kindisch, aber er litt an Gedächtnißschwäche und Zerstreutheit.

Mr. Ashley zog einen Stuhl in die Nähe und setzte sich neben den unglücklichen Sachwalter.

„Es steht wohl nicht zum Besten?“ bemerkte er. „Wir waren auf dem Herwege auch in Ihrem Bureau und fanden, daß man auch dort Beschlagnahme eingelegt hat.“

„Außer den Pulten und Sesseln gibt es dort nicht viel, was man forttragen könnte“, entgegnete Mr. Dare.

„Ihre Gattin wünschte, daß ich hergehen und die Sache mit Ihnen besprechen möchte, um zu sehen, ob sich vielleicht etwas thun ließe. Sie verstehe nichts von Geschäftssachen, sagte sie.“

„Aber was könnte noch gethan werden, wenn es einmal so weit gekommen ist?“ entgegnete Mr. Dare hastig

den Kopf emporhebend. „So ſind aber die Weiber — ſie wollen immer ſehen, was ſich thun läßt, wie ſie ſagen. Ich werde von allen Seiten beſtürmt. Wenn mir die Bank eine Summe von drei bis viertauſend Pfund zum Geſchenk machte, ſo könnten wir uns allenfalls wieder aufhelfen, aber das wird ſie nicht thun. Die Dinge müſſen daher ihren Gang gehen und wir müſſen auch gehen. Daß man mich ins Gefängniß ſetzen werde, glaube ich nicht — man könnte ja nichts dadurch gewinnen.“

Er bog ſich vorwärts und ſtemmte das Kinn auf den Stock, den er faſt nie aus der Hand legte. Nach einer Weile hob er mit irrem, unſtätem Blick und wie im Traume ſprechend wieder an:

„Er ſagte wohl, das Geld würde keinen Segen bringen, wenn wir es für uns behielten. Und es hat auch keinen Segen, ſondern nur Fluch gebracht. Ich habe dies Julien wohl zwanzigmal ſeit Anthony's Tode geſagt. Nur die Hälfte davon gehörte unſer, aber wir behielten das ganze.“

„Was für Geld?“ fragte Mr. Aſhley, der aus dieſen Worten nicht klug werden konnte.

„Das Geld des alten Cooper. Wir waren in Birmingham, als er ſtarb — ich und Julie. Dem Teſtamente gemäß gehörte das ganze Vermögen ihr, er machte uns aber zur Pflicht —“

Mr. Dare ſtockte plötzlich. Sein Blick war auf William gefallen. Bei dieſen Anwandlungen von Geiſtesſtörung verlor er allemal theilweiſe das Gedächtniß und miſchte Dinge und Perſonen auf die wunderlichſte Weiſe durch einander.

„Sind Sie Edgar Halliburton?“ fuhr er fort.

„Ich bin ſein Sohn. Sie entſinnen ſich meiner wohl nicht mehr, Mr. Dare?“

„O doch, doch. Ihr Schwiegerſohn“, fuhr er Mr. Aſhley zunickend fort. „Eigentlich hätte Cyrill dieſen Platz einnehmen ſollen, wiſſen Sie. Er ſollte Ihr Geſchäftstheilhaber werden.“

Mr. Aſhley gab keine Antwort. Dieſelbe wäre wahrſcheinlich auch nicht verſtanden worden. Mr. Dare hob, indem er fortwährend William mit deſſen Vater verwechſelte, wieder an:

„Dem Teſtament nach gehörte das Vermögen meiner Frau, Edgar, und das muß uns zur Entſchuldigung dienen, denn das Teſtament war gerichtlich anerkannt. Es war nicht mehr Zeit, das Teſtament zu ändern; er ſagte aber, es ſei ein ungerechtes, und trug uns auf, das Geld zu theilen; die eine Hälfte ſollten wir, die andere ſollten Sie bekommen — ganz genau ſollte es getheilt werden bis auf den letzten Penny. Wir behielten aber das ganze. Wir hatten nicht die Abſicht, es zu behalten oder Sie zu betrügen, aber das Geld ging, ich weiß ſelbſt nicht wie, darauf; unſere Ausgaben waren bedeutend, wir hatten bedeutende Schulden, und als Sie ſpäter nach Helſtonleigh kamen und ſtarben, war Ihr Antheil ſchon angegriffen und es war zu ſpät. Uebel erworbenes Geld bringt aber nur Fluch, und dieſes Geld brachte auch uns nichts Anderes. Wollen Sie mir die Hand geben und uns verzeihen?“

„Sehr gern“, entgegnete William, indem er in die abgezehrte Hand einſchlug.

„Aber Sie hatten ſchwer zu kämpfen und das Geld

würde Ihnen dieſen Kampf erſpart haben. Es waren viele Tauſende", ſagte Mr. Dare.

„Wer weiß, ob es uns den Kampf erſpart hätte", antwortete William in heiterem Tone. „Hätten wir Geld und ſomit einen Rückhalt gehabt, ſo hätten wir wahrſcheinlich nicht ſo ausdauernd gekämpft. Wir hätten dann vielleicht nicht alle unſere Kräfte ſo angeſtrengt, als es geſchehen, und würden es nimmermehr ſo weit gebracht haben, wie wir es gebracht haben."

„Ja, Sie haben es allerdings weit gebracht. Sie ſtehen in großem Anſehen; Sie ſind Gentleman geworden. Und was iſt aus meinen Söhnen geworden? Das Geld gehörte Ihnen, Mr. Halliburton."

„Machen Sie ſich deswegen weiter keinen Kummer, Mr. Dare", antwortete William, von aufrichtigem Mitleid erfüllt. „Ich glaube, der Verluſt dieſes Geldes iſt für uns eher eine Wohlthat als ein Nachtheil geweſen. Der gänzliche Mangel an Geld war vielleicht das Geheimniß unſers Erfolgs."

„Ja, ja", nickte der alte Dare. „Meine Söhne hätten arbeiten lernen ſollen, aber ſie lernten blos Geld verthun. Wir führten einen luxuriöſen Hausſtand und wollten auch nach außen glänzen. Wir hielten Dienerſchaft und Equipage, blos um unſern verwünſchten Stolz zu befriedigen. Was iſt aber das Ende davon?"

Ja, was war das Ende davon? Die Gefragten gaben keine Antwort.

Mr. Dare ſchwieg gleichfalls eine Weile, richtete dann ſein abgezehrtes Geſicht empor und ſprach flüſternd und mit ſcheuer Miene:

„Meine Kinder ſind mein Fluch geweſen. Um Herbert's willen mordete jenes verruchte fremde Weib meinen armen Anthony.“

Wußte er das? Woher hatte er dieſe Kenntniß erlangt? William hatte keinem Menſchen außer Mr. Aſhley und Henry etwas davon geſagt, und dieſe hatten das furchtbare Geheimniß tief in ihrem Innern begraben. Mr. Dare's nächſte Worte löſten das Räthſel.

„Jenes Weib ſtarb“, ſagte er. „Auf ihrem Sterbebett ſchrieb ſie noch an Herbert und legte ein ausführliches Geſtändniß ab. Er ſchickte einen Theil ihres Briefes hierher, wahrſcheinlich damit wir ihn nicht vielleicht noch länger im Verdacht haben ſollten. Dennoch hatte er durch ſeine Handlungsweiſe Anlaß zu der That gegeben. Es iſt entſetzlich, ſolche Söhne zu haben!“

Der Stock entfiel ſeiner Hand. Mr. Aſhley ſtützte den unglücklichen Vater einſtweilen, während William den Stock aufhob. Mr. Dare athmete mühſam und keuchte förmlich.

„Sie ſind unwohl!“ rief Mr. Aſhley.

„Ja, das iſt wohl möglich. Dergleichen wiederholte Schläge hält man nicht lange aus. Sah ich nicht Edgar Halliburton hier? Ich glaubte, er ſei geſtorben. Iſt er gekommen, um ſein Geld zu verlangen?“ fuhr er flüſternd und wie von einem Schauer geſchüttelt fort. „Wir haben ſtreng dem Teſtament gemäß gehandelt, Sir, ſtreng dem Teſtament gemäß. Sagen Sie ihm das. Er kann es bei der betreffenden Behörde einſehen. Einen Proceß gegen uns kann er nicht anfangen. Er hat keine Beweiſe; er mag nur gehen und das Teſtament leſen.“

„Es wird am beſten ſein, wenn wir ihn verlaſſen, Wil-

liam", murmelte Mr. Aſhley. „Unſere Gegenwart regt ihn blos auf."

In dem gegenüber befindlichen Zimmer ſaß Miſtreß Dare. Adelaide kam eben heraus, als die beiden Herren hineingingen. Noch nie zuvor hatten ſie bemerkt, wie welk und abgezehrt ſie ausſah. Die letztvergangenen Jahre hatte ſie in Trauer und Gram über ihre getäuſchten Hoffnungen hinſichtlich des Lord Hawkesley verlebt. Er war für ſie unwiderruflich verloren, denn die Tochter eines benachbarten Edelmanns nannte ihn jetzt Gatte.

Mr. Aſhley und William nahmen neben Miſtreß Dare Platz, konnten ihr aber nur ihr Beileid bezeigen, denn ringsumher war nichts zu ſehen als das troſtloſeſte Elend.

„Wir werden aus dieſem Hauſe getrieben werden", klagte Miſtreß Dare. „Wie ſollen wir ein anderes Obdach finden? Wovon ſollen wir leben?"

„Ihre Töchter müſſen etwas zu Ihrer Unterſtützung thun", entgegnete Mr. Aſhley. „Vielleicht können ſie Unterricht ertheilen oder —"

„Unterricht ertheilen! An dieſem von Lehrern überfüllten Orte!" unterbrach ſie ihn.

„Allerdings iſt er ſeit einigen Jahren in dieſer Beziehung ein wenig überfüllt", entgegnete Mr. Aſhley. „Wenn Ihre Töchter aber nicht als Lehrerinnen etwas verdienen können, ſo müſſen ſie irgend eine andere Beſchäftigung ſuchen, Arbeit von dieſer oder jener Art."

„Arbeit!" kreiſchte Miſtreß Dare; „meine Töchter ſollen arbeiten!"

„Ich wüßte nicht, was ſich ſonſt thun ließe", entgegnete Mr. Aſhley. „Ihre Töchter haben eine gute Schul-

bildung genoſſen, und ich ſollte meinen, ſie könnten mit Stundengeben wenigſtens ſo viel verdienen, daß Sie alle auf beſcheidenem Fuße davon leben könnten. Eine Wohnung will ich für Sie bezahlen und Ihnen auch einen kleinen Zuſchuß zur Beſtreitung Ihres Lebensunterhaltes geben, bis Sie ſich einigermaßen wieder herausgearbeitet haben."

„Ach, ich wollte, wir wären alle todt!" rief Miſtreß Dare.

Mr. Aſhley rückte ihr ein wenig näher.

„Was iſt denn das", fragte er, „für eine Geſchichte, welche Ihr Gatte von unrechtmäßiger Verwendung des Geldes erzählt, das Mr. Cooper's letztem Willen zufolge an Edgar Halliburton ausgezahlt werden ſollte?"

Miſtreß Dare ſtieß einen dumpfen Schrei aus und bedeckte ſich das Geſicht mit den Händen.

„Hat er das verrathen?" rief ſie. „Was ſoll denn aus uns werden? Was ſollen wir mit dieſem Manne anfangen! Wenn jemals eine Familie vom Schickſal niedergebeugt worden, ſo iſt es die unſere."

„Nicht durch das Schickſal an und für ſich", dachte Mr. Aſhley. „Ihre eigenen Mißgriffe haben ihr unglückliches Loos herbeigeführt."

„Wo iſt Cyrill?" fragte er laut. „Er ſollte ſich rühren, um Ihnen jetzt zu helfen."

„Cyrill?" wiederholte Miſtreß Dare, indem ihre Stirn ſich noch düſterer umwölkte. „Der ſollte uns helfen? Sie wiſſen ja, was für ein Menſch Cyrill iſt."

Als die beiden Herren das Haus verließen, begegneten ſie Cyrill. Welch einen Gegenſatz boten die beiden Couſins

jetzt dar! Der eine war ein schöner, nobler, intelligenter Mann, in dessen Antlitz sich Wahrhaftigkeit und Redlichkeit spiegelten und der die ihm von Gott anvertrauten Talente nach Möglichkeit zu seinem und seiner Mitmenschen Nutzen anwendete. Der andere kam mit scheuem Blick, schmutzig und fast zerlumpt einhergeschlichen. Sein schwelgerischer, unordentlicher Lebenswandel verrieth sich in seinem aufgedunsenen Gesicht, in seinen gerötheten Augen und seinem widerlichen Athem nur zu deutlich. Er nützte seine Zeit und seine Talente eins so wenig als das andere und war sich und seiner Umgebung nur zur Last. Welche Vortheile aber hatte der Knabe Cyrill vor dem Knaben William Halliburton vorausgehabt!

William und Mr. Ashley gingen Arm in Arm weiter. Im Vorübergehen machten sie einen kurzen Besuch in der Fabrik und setzten dann ihren Heimweg weiter fort, indem sie ihn absichtlich durch Honey-Fair nahmen.

Honey-Fair! War das wirklich Honey-Fair? Honey-Fair war sonst ein widerwärtiger, übelriechender Ort, wo Schmutz und Unrath ihre Wohnstätte aufgeschlagen hatten — mit einem Wort eine Art großer Schweinestall. Aber man sehe es jetzt an! Die Fußwege sind sauber und gut unterhalten, die Fahrstraße rein und stets in Stand. Die achtspännige Equipage der Königin könnte hindurchfahren, ohne daß die Pferde den Weg sonderlich herauszusuchen brauchten. Die Häuser sind noch dieselben, aber alle, große und kleine, verrathen Ordnung, Betriebsamkeit und eine achtbare Klasse von Bewohnern. Die Fenster sind jetzt nicht mehr mit Lumpen zugestopft, die Lattenzäune nicht mehr zerbrochen. Und der Grund dieser

Veränderung iſt jener kleine Verſuch, den William Halliburton mit den Abendverſammlungen bei Robert Caſt anſtellte.

Die Männer und die Frauen ſind zur Selbſtachtung erwacht, zu dem Bewußtſein der Pflicht, das Ihrige zu thun, um ſich und der Welt zu nützen, zu dem erhabenen Gedanken, daß es nach dieſer Welt eine andere gibt, wohin ihre Werke, gute ſowohl als böſe, ihnen nachfolgen. Sie haben einſehen gelernt, daß die Strafe einer verlorenen Seele nach dem Tode vielleicht in der Erinnerung an die Pflichten liege, die ſie im Leben hätte erfüllen ſollen. Sie wußten, ohne daß ſie lange darüber nachzudenken brauchten, daß es eine Erinnerung gibt, welche den Stachel ſo manchen Sterbebetts ausmacht.

Früher hatte Honey-Fair — wenigſtens der Theil davon, welcher überhaupt darüber nachdachte — geglaubt, die Pflichten in dieſer Welt und die, welche die Vorbereitung für die nächſte betreffen, lägen ſo weit aus einander als Süd- und Nordpol. Die Unrichtigkeit dieſer Anſicht hatten ſie jetzt einſehen gelernt. Honey-Fair war ein ruhiger, anſtändiger Ort geworden. Die Kinder wurden von den Gaſſen hinweggerufen, um in die Schule geſchickt zu werden. Die Herren Bankes waren ins Hintertreffen gerathen, denn die Frauen waren klüger geworden, und wenn der Gehörnte Widder hinſichtlich ſeiner Kundſchaft blos auf Honey-Fair angewieſen geweſen wäre, ſo hätte er nur in Gottes Namen das Geſchäft aufgeben können.

Kurz, Honey-Fair war zu einem verhältnißmäßigen Grade von Aufklärung gelangt und der ſocialen Fortſchritte unſers Zeitalters theilhaftig geworden.

Es war heute ein großer Tag für Honey-Fair, und Mr. Ashley und William wußten dies auch, als sie ihre Schritte dorthin lenkten.

Mr. Ashley hatte für eine verhältnißmäßig geringe Summe das dem Leser bekannte Gebäude gekauft und es Honey-Fair zum Geschenk gemacht. Dasselbe war von großem Nutzen. Es diente als Schule, es war ein passendes Lokal zur Abhaltung der Abendgesellschaften und zur Versammlung der Mitglieder der neugegründeten Unterstützungskassen, und heute Abend sollte eine kleine Ergötzlichkeit darin stattfinden. Die Leute erwarteten, daß Mr. Ashley auf einige Minuten erscheinen würde, und Henry Ashley hatte schon seine chemischen Apparate herbringen lassen, um einige Experimente zu zeigen, und eine große Laterna magica gekauft.

Das Haus hieß jetzt das Ashley-Institut. Einige — und zu diesen gehörte auch Mr. Ashley selbst — glaubten, die Benennung Halliburton-Institut wäre eine den hierbei in Frage kommenden Thatsachen und Umständen angemessenere gewesen, aber William hatte es durchaus nicht zugegeben.

Der hinter dem Hause liegende wüste Platz war in eine Art Spielplatz und Garten verwandelt worden. Man hielt die Kinder hier nicht unter fortwährender Aufsicht; man schrie ihnen nicht nach: „Reißt keine Blumen ab! Zerschlagt keine Fenster! Zertretet nicht das junge Gesträuch!“ Nein, man machte ihnen vielmehr begreiflich, daß man ihnen dergleichen Ungebührnisse gar nicht zutraue, und die Kinder rechtfertigten dieses Vertrauen und waren stolz darauf.

Als Mr. Aſhley und William an Charlotte Caſt's Hauſe vorüberkamen, ging dieſe eben zu dem Gartenpförtchen hinein, und an dem Fenſter, einen Knaben auf den Armen ſchaukelnd, ſtand Karoline Maſon.

Karoline war jetzt Charlottens Magd und das Kind gehörte auch Charlotte, denn dieſe war jetzt nicht mehr Charlotte Caſt, ſondern Miſtreß Thornehcroft. Sie machte, als ſie die Herren kommen ſah, einen höflichen Knix.

„Ihre Dienerin, meine Herren", ſagte ſie. „Ich bin eben in dem Verſammlungshauſe geweſen, um den Leuten zu zeigen, wie man die Immergrünguirlanden aufſteckt. Ich hoffe, man wird einen guten Abend haben."

„Man?" wiederholte Mr. Aſhley. „Wollt Ihr denn nicht auch mitgehen?"

„Nein, ich glaube nicht, Sir. Adam und Robert werden natürlich dort ſein, ich aber kann meinen Kleinen nicht gut allein laſſen."

„Ach, Unſinn, Charlotte!" rief William. „Was ſollte dem Kleinen geſchehen? Fürchtet Ihr vielleicht, er werde davonlaufen?"

„Ach, Sir, was verſtehen Sie denn von Kindern!"

„Na, dieſe Kenntniß wird er ſich nun bald erwerben", lachte Mr. Aſhley.

„Ich verſtehe wenigſtens ſo viel davon, daß ich das Eurige für ein ſehr eigenſinniges und ſchwer zu befriedigendes erklären muß, wenn Ihr es nicht auf einige Stunden verlaſſen dürft", beharrte William. „Ihr müßt mitkommen, Charlotte. Meine Frau wird auch da ſein."

„Allerdings möchte ich gern mitgehen. Vielleicht mache ich es doch möglich, auf eine Stunde abzukommen —

Karoline kann ja mittlerweile auf den Kleinen Achtung geben."

„Wie geht es denn mit Karoline?" fragte Mr. Ashley.

„Ich kann Ihnen versichern, Sir, daß es keine bessere und willigere Dienerin geben kann", antwortete Charlotte. „Die Erfahrung ist eine gute Lehrmeisterin für sie gewesen, und ich glaube, sie wird sich die allgemeine Achtung und das Zutrauen von Honey-Fair allmälig wieder erwerben."

„Nach meiner Meinung thäte Honey-Fair durchaus nicht Unrecht daran, wenn es sie jetzt schon wieder achtete und liebte", bemerkte William. „Wer einmal einen Fehltritt gethan, pflegt sonst sehr leicht auch noch in weitere zu verfallen; Karoline aber hat alles, was in ihren Kräften gestanden, aufgeboten, um jenen ersten wieder gutzumachen."

„Ich könnte mir keine bessere Dienerin wünschen", sagte Charlotte. „Natürlich könnte ich keine Magd blos für die Hausarbeit halten, und Karoline verdient das, was ihr Lebensunterhalt kostet, beinahe schon dadurch, daß sie mir bei der Handschuhnäherei hilft. Ich freue mich darüber und sie ist dankbar. Ja, Sir, es ist wie Sie sagen: Honey-Fair sollte sie wieder achten. Mit der Zeit aber wird es schon auch geschehen."

„Wie in der Regel das meiste Gute geschieht, wenn es richtig angestrebt wird", bemerkte Mr. Ashley.

Vierzehntes Kapitel.

Die Assisen.

Noch einmal müssen wir in diesem — dem beinahe letzten — Kapitel unserer Geschichte den Assisen-Sonnabend erwähnen. Wiederum war der Obersheriff mit seiner Begleitung ausgezogen, um die Richter einzuholen, und niemals hatten die Glocken der Kathedrale heller geläutet, niemals waren die Straßen und Fenster von einer dichter gedrängten Menschenmenge angefüllt gewesen.

Eine laut schmetternde Fanfare der vorreitenden Herolde ward von der frischen Luft des hellen Märznachmittags weiter getragen, während die Cavalcade East-Street heraufkam. Die Hellebardiere ritten zwei Mann hoch zunächst hinter den Herolden. Sie trugen die schlichte dunkelfarbige Ashley-Livree und die Spitzen ihrer Hellebarden blitzten im Sonnenschein.

Die Zuschauermenge schien von einer fieberhaften Bewegung ergriffen zu sein. Sie achtete heute kaum auf die stolzen Trompeter, auf die Hellebardiere und auf die verschiedenen andern Gegenstände, welche bei dieser Gelegen-

heit ſonſt ihre Wirkung nie zu verfehlen pflegten, man trachtete blos danach, ſobald als möglich die hinterdreinkommende ſtattliche Equipage zu Geſicht zu bekommen.

Aber nicht wegen der vier ſchnaubenden, bäumenden Roſſe wünſchte man dies, ebenſo wenig wegen der glänzenden Silberzierathen, oder wegen des wohlbeleibten Kutſchers auf dem Bocke, noch auch wegen der beiden Richter ſelbſt, ſondern einzig und allein um des Herrn dieſer Equipage, des Oberſheriffs Thomas Aſhley willen.

Er ſaß darin und war der Einzige, der ſchlicht und einfach gekleidet war. Ihm gegenüber ſah man die ſcharlachrothen Gewänder und die wallenden Perücken der beiden Richter und neben ihm das koſtbare ſchwarzſeidene Amtsgewand ſeines Kaplans, des Vicars von Deoffam.

Eine Anzahl Herren zu Pferde folgte, eine Anzahl, ſo groß, wie Helſtonleigh ſie ſelten geſehen.

William befand ſich auch mit darunter.

Die Popularität oder Nichtpopularität eines Sheriffs läßt ſich nämlich allemal nach der Zahl ſeiner Begleiter beurtheilen, wenn er auszieht, um die Richter einzuholen. Halb Helſtonleigh war an dieſem Tage zu Pferde geſtiegen, um Thomas Aſhley zu ehren.

Eine hervorragende Stellung in der Straße nahmen die Aſhley'ſchen Fabrikarbeiter ein. Sauber und raſirt hatten ſie verſtohlen ihre Sonntagsröcke mit in die Fabrik gebracht und bei dem erſten Läuten der Glocken waren ſie feſtlich gekleidet davongelaufen und hatten die Fabrik der alleinigen Obhut Samuel Lynn's überlaſſen.

Das Lebehoch, welches ſie ausbrachten, als der Wagen des Sheriffs ſich näherte, war förmlich betäubend. Es war

eigentlich gegen alle Etikette und auch noch gar nicht dagewesen, daß man dem Sheriff, wenn er die Richter begleitete, ein Lebehoch ausbrachte, aber wer konnte es diesen Leuten verübeln? Mr. Ashley gewiß nicht. Die Richter gaben durch ihre Blicke ihr Erstaunen zu erkennen.

Einen derselben hat der Leser bereits kennen gelernt — Sir William Leader; der andere war Mr. Keene.

Sie schauten aus dem Wagen und wußten nicht, was der Lebehochruf eigentlich bedeuten sollte. Sie sahen eine Anzahl Leute von achtbarem Aussehen — nicht blos in Bezug auf die Kleidung, sondern auch auf Miene und Haltung — die hier versammelt waren und bei dem Herannahen des Wagens die Hüte und Mützen zogen und aus Leibeskräften ihrem Enthusiasmus Ausdruck gaben.

„Was soll das heißen?" rief Mr. Keene.

„Ich glaube, der Beifallruf gilt mir", bemerkte Mr. Ashley, der ebenso überrascht war als die Richter. „Es sind dies, wie ich sehe, die Arbeiter aus meiner Fabrik."

Seine Augen wurden feucht, während er sich vorwärts neigte und sich bedankte. Ein abermaliger Ruf folgte, ein Ruf, wie die Richter, die doch an dergleichen Kundgebungen gewöhnt waren, ihn niemals gehört hatten, so innig schien er aus dem Herzen zu kommen.

„Dieses Lebehoch ist ein wahrhaftes und aufrichtiges", bemerkte Sir William Leader. „So etwas höre ich gern — es ist nicht blos die Sprache der Lippen."

Das Diner, welches den Richtern gegeben ward, fand an diesem Abend in dem Dekanat statt, und keinem der Gäste ward größere Ehre erwiesen als dem Obersheriff.

Sein Kaplan war bei ihm und William und Frank gehörten ebenfalls zur Zahl der Gäste.

Was dachten wohl jetzt die Dares von den Halliburtons?

Die Dares waren aber jetzt mit ihren eigenen Angelegenheiten viel zu sehr beschäftigt, als daß sie an die Halliburtons überhaupt gedacht hätten. Sie beriethen sich über die beste Art und Weise, nach Australien zu gelangen. Ihre Tochter Julie, die ihrer Pflicht besser eingedenk war als manche andere Tochter, erklärte sich bereit, ihren Aeltern ein Asyl anzuweisen, wenn sie nach Sidney kommen wollten. Ihre Schwestern, schrieb sie, würden dort als Gouvernanten gute Stellen und mit der Zeit wahrscheinlich auch Männer finden.

Sie konnten die Abreise kaum erwarten. Sie wünschten sich hinweg von dem für sie an Demüthigungen jetzt so reichen Helstonleigh und sehnten sich, ihr Glück in einer neuen Welt zu versuchen. Aber sie wußten nicht, wie sie die Kosten für die Ueberfahrt bestreiten sollten. Julie hatte ihnen kein Geld geschickt, weil sie wahrscheinlich nicht glaubte, daß es so gar schlecht mit ihnen stände; sie hatte keine Kenntniß von den Schicksalsschlägen, von welchen ihre Familie in der letzten Zeit getroffen worden. Wie sollten sie es anfangen, um das Passagegeld auch nur für den wohlfeilsten Platz, das Zwischendeck, zusammenzubringen? Mr. Ashley war schon im Stillen überzeugt, daß er es würde schaffen müssen. Ach, er war ein guter Mann und nie gab es einen bessern und rücksichtsvollern gegen Andere, als Thomas Ashley.

Am Sonntag Morgen läuteten die Glocken der Kathe-

drale wieder, Glocken, die nur bei seltenen Gelegenheiten ihre Stimme ertönen ließen. Sie verkündeten, daß für Helstonleigh ein ganz besonders wichtiger Tag angebrochen sei. Es war ein schöner Tag, sonnig und sehr warm für den Monat März, und das buntgemalte Fenster der Ostseite warf seinen Farbenglanz auf eine Menschenmenge, wie die Kathedrale sie in ihren Mauern selbst an Assisen-Sonntagen selten zum Gottesdienst versammelt gesehen hatte.

Die Procession erstreckte sich beinahe den ganzen langen Weg von dem Haupteingangsthore bis zu dem Chor und zog durch die Säulengänge und das Schiff. Die das Spalier bildenden Hellebardiere mußten alle Kräfte aufbieten, um dem Drucke hinter ihnen zu widerstehen und sich selbst auf ihren Plätzen zu behaupten.

Der Bischof in seinen Gewändern, die Geistlichen in ihren weißen Röcken und scharlachnen oder schwarzen Kragen, die lange Reihe der Schüler in ihren Chorhemden und die Kirchendiener — alle waren da.

Aber nicht auf sie, nicht auf den Mayor und die Stadtältesten mit ihren goldnen Ketten und langen Gewändern, nicht auf die Richter in ihren Perücken, denen die scharlachnen Schleppen nachgetragen wurden, war die Aufmerksamkeit dieser Zuschauer gerichtet, sondern nur auf den Mann, welcher ruhig, würdevoll und doch bescheiden unmittelbar hinter den Richtern herschritt — auf ihren hochverehrten Mitbürger Thomas Ashley. Hinter ihm folgte sein Kaplan, dessen schwarzes Gewand gegen den übrigen Pomp und Glanz so abstach, daß man nicht umhin konnte, ihn zu bemerken.

Sowie der Zug das Hauptportal erreichte, verſtummten die Glocken, und die Orgel begann zu erbrauſen.

Nur mit Mühe wurden den hervorragendern Perſönlichkeiten Plätze verſchafft. Viele mußten ſtehen. Der Biſchof ließ ſich auf ſeinen Thron nieder und ihm gegenüber, in dem Betſtuhle des erſten Dekans, dem für den Prediger an Aſſiſen-Sonntagen beſtimmten Platze, ſaß der Kaplan des Sheriffs.

Sir William Leader ward in den Betſtuhl des Dekans gewieſen, Mr. Keene in den des Subdekans und der Dekan ſaß neben dem einen, der Oberſheriff neben dem andern. William Halliburton ſaß in dem Betſtuhl eines Canonicus, Frank — der ſchöne Frank — bekam einen Platz unter vielen andern Juriſten. In dem Damenbetſtuhl unter dem des Dekans an der Seite der Gattin deſſelben ſaßen Miſtreß Aſhley und Miſtreß Halliburton.

Der wohlehrwürdige Mr. Keating ſang die Collecte und bemühte ſich, ſie ſo ſchön als möglich zu ſingeu. Die Chorſchüler trugen dann eine Motette vor und boten dabei ebenfalls ihre ganze Kunſt auf. Dann kam ein Sakriſtan, der mit ſeinem ſilbernen Stabe Platz für den Kaplan machte, welcher nun die Kanzel beſtieg, um die Predigt zu halten.

Wie gafften die Schüler ihn an! Vor verhältnißmäßig kurzer Zeit noch war er einer der Ihrigen geweſen, ja einige der ältern Schüler hatten, als ſie noch zu den jüngern gehört, ihn gekannt. Jetzt war er der wohlehrwürdige Edgar Halliburton und für den Augenblick die Hauptperſon in dieſer Kathedrale. Den Augen der Schüler kam er etwas unheimlich und düſter vor, denn mit Ausnahme

der Aſſiſen-Sonntage waren ſie gewohnt, nur weiße Gewänder auf dieſer Kanzel zu ſehen.

„Er iſt noch zu jung, um eine gute Predigt zu halten", dachte die Hälfte der Verſammlung, während ſie ihn mit forſchendem Blicke betrachtete. Nichtsdeſtoweniger gefiel ſein Geſicht, denn es hatte einen innigen ernſten Ausdruck. Er verlas ſeinen Text. Es war ein Vers aus dem Prediger Salomo und lautete:

„Alles, was dir vorhanden kommt, zu thun, das thue friſch, denn in der Hölle, da du hinfähreſt, iſt weder Werk, Kunſt, Vernunft, noch Weisheit."

Dann lehnte er ſich auf dem Polſterkiſſen ein wenig vorwärts und nach einer Pauſe begann er ſeine Predigt. Es war ein trefflicher, für das praktiſche Leben berechneter Vortrag.

Wenn man bedenkt, wie die Halliburtons aufgewachſen waren, ſo gewinnt man ſchon von ſelbſt die Ueberzeugung, daß Gar's Predigten nicht anders als praktiſch ſein konnten, und die Verſammlung begann ſich der Meinung zuzuneigen, daß ſie ſich in ihrer Schätzung deſſen, was ein junger Mann leiſten könne, doch wohl geirrt habe.

Er ſagte den Richtern, was ihre Pflicht von ihnen verlangte, ebenſo furchtlos, wie er es den Schülern ſagte, wie er es allen ſagte. Er zeigte, daß das goldene Geheimniß des Erfolgs und Glückes in dieſem Leben in der treuen, unverbrüchlichen Erfüllung aller Pflichten, in unermüdlichem Vorwärtsſtreben und in unbedingtem Vertrauen auf Gott liege.

Nie war eine einfachere Predigt gehalten worden. Die Geberden des jungen Predigers waren auffallend ruhig

und doch eindrucksvoll, der Ton seiner Stimme ebenfalls ruhig und doch überredend.

Mit der größten Spannung und Aufmerksamkeit hörte man ihn bis zu Ende, und selbst jene unruhigen jungen Herren, die Königsschüler, wurden wider ihren Willen bewogen, einmal eine Predigt aufmerksam anzuhören.

Jane's Thränen fielen unaufhörlich und sie mußte, um sie zu verbergen, ihren weißen Schleier herabschlagen, gerade wie an jenem Tage vor vielen Jahren, wo sie in derselben Absicht in Mr. Dare's Bureau ihren schwarzen Florschleier herabgeschlagen. Diesmal aber waren es ganz andere Thränen, die sie weinte.

Die Predigt dauerte gerade eine halbe Stunde, aber die Zeit war vergangen, als wäre es nur eine Viertelstunde gewesen. Der Bischof erhob sich hierauf und sprach den Segen und die Versammlung begann sich zu zerstreuen. Als der Prediger von einem Sakristan durch des Chor geleitet ward, um wieder seinen Platz in der Processsion hinter dem Obersheriff einzunehmen, kam Mr. Keating ihm entgegen und ergriff ihn bei der Hand.

„Sie haben Ihre Sache brav gemacht, Gar", flüsterte er, „und ich bin stolz darauf, Sie unterrichtet zu haben. Diese Predigt wird manchem das Gewissen gerührt haben."

„Ich dachte mir gleich, daß er die Leute in Erstaunen setzen würde!" rief Hannah Dobbs, welche den ganzen Weg von Deoffam zu Fuße gemacht hatte, um die Processsion zu sehen und ihren jungen Herrn in der Kathedrale predigen zu hören, zu welchem Zweck sie es durch Stoßen und Drängen ermöglicht, einen Platz gerade der Kanzel gegenüber zu erobern. „Seine Predigten sind nicht mit

bodenloſen Höllenpfuhlen angefüllt wie die gewiſſer anderer Prediger."

Dieſe Predigt und der wohlehrwürdige Edgar Halliburton waren in Helſtonleigh an dieſem Tage vielfach Gegenſtand der Unterhaltung.

Ehe aber noch der nächſtfolgende Tag um war, hallte die Stadt von dem Namen Frank wieder. Er war in einer wichtigen Gerichtsverhandlung, bei welcher Mr. Glenn, der Wundarzt, der Beklagte war, als deſſen Vertheidiger aufgetreten. Mr. Glenn, welcher Frank ſchon von der Stunde an, wo er ſich an jenem Abend mit ihm unterhalten, liebgewonnen und der auch von ſeinen Fähigkeiten in ſeinem Beruf die beſte Meinung hegte, hatte ſeine Sache nur ihm anvertrauen wollen.

Er ſah ſich auch in ſeiner Erwartung keineswegs getäuſcht. Frank löſte ſeine Aufgabe aufs trefflichſte und ſeine Beredtſamkeit eroberte die Herzen der Zuhörer mit Sturm. Noch wichtiger aber war, daß ſie auch auf Mr. Keene, den Richter, und die Jury wirkte und Frank und ſein Client als Sieger aus dieſem Proceſſe hervorgingen.

„Ich ſagte Dir gleich, daß es ſo kommen würde", ſagte er ruhig zu ſeiner Mutter, als er dieſen Abend nach Deoffam kam, nachdem er durch Glückwünſche beinahe erwürgt worden. „Du wirſt es noch erleben, daß ich auf dem Wollſack ſitze."

Jane lachte. Sie hatte über dieſe prahleriſche Prophezeiung ſchon oft gelacht. Sie war an dieſem Abend allein. Gar wohnte mit dem Oberſheriff einem officiellen Diner in Helſtonleigh bei.

„Würde nicht ſchon etwas Geringeres Dich ebenfalls

zufriedenſtellen, Frank?" fragte ſie ſcherzend; „zum Beiſpiel, wenn Du Oberſtaatsanwalt würdeſt?"

„O ja, aber nur als Mittel zum Zweck", antwortete Frank.

„Und es geht — jetzt ernſt geſprochen — immer noch alles gut bei Dir?" fragte die beſorgte Mutter.

„Ausgezeichnet", antwortete Frank. „Der heutige Tag wird, wenn ich nicht irre, abermals von ungemeinem Nutzen für mich ſein. Gleich nachdem ich mit meiner Rede fertig war, erhielt ich ſchon zwei neue Aufträge", ſetzte er freudig hinzu. „Du wirſt ſehen, daß ich es dieſes Jahr ziemlich auf tauſend Pfund bringe."

„Und nun wirſt Du wohl auch bald ans Heirathen denken?"

Der ſonſt ſo kecke Juriſt erröthete förmlich.

„Was fällt Dir ein, liebe Mutter!" antwortete er. „Ich ſollte heirathen und die Einkünfte meiner Collegiatur verlieren?"

„Aber dennoch iſt es ſo, Frank. Ich ſehe es Dir am Geſicht an. Sage mir, wer Dein Herz erobert hat."

„Bis jetzt noch niemand. Ich muß warten, bis meine Beredtſamkeit, wie man es heute im Gerichtshof nannte, eine bei dem Publikum unerſchütterlich feſtſtehende Thatſache iſt, und dann kann ich mich gegen den Richter ausſprechen. Die junge Dame, die es auf mein Herz abgeſehen, wird übrigens warten und ich verſäume daher nichts."

„Sage mir Frank", wiederholte Jane, „wer iſt ſie?"

„Maria Leader", antwortete Frank.

Seine Mutter ſah ihn mit zweifelndem Blicke an.

„Du meinſt doch nicht Sir William's Tochter?“ fragte ſie.

„Allerdings, ſeine zweite Tochter.“

„Aber iſt das für Frank Halliburton nicht ein wenig zu hoch hinaus getrachtet?“

„Maria iſt dieſer Meinung nicht. Ich habe mein ganzes Leben lang gleich hoch hinaus getrachtet, Mutter, und ſo lange mein Trachten ein ehrenhaftes iſt, kann unmöglich etwas Unrechtes darin liegen.“

„Das will ich auch durchaus nicht geſagt haben. Wie biſt Du denn mit ihr bekannt geworden?“

„Ihr Bruder war während meines ganzen Aufenthalts in Oxford mein Stubenburſche. Er iſt auch Juriſt, hat aber nicht ſonderlich viel los und ſteht in dieſer Beziehung ſeinem Vater weit nach. Ich treffe auch jetzt noch oft mit ihm zuſammen und beſuche ihn zuweilen. Seine Schweſtern ſehen uns allemal ſehr gern. Auf dieſe Weiſe habe ich Maria kennen gelernt.“

„Dann triffſt Du wohl auch zuweilen mit dem Richter ſelbſt zuſammen?“

„Ach mein Himmel“, lachte Frank, „wir ſtehen im Privatleben auf geradezu vertraulichem Fuße mit einander. Freilich würdeſt Du dies nicht glauben wollen, wenn Du geſehen hätteſt, wie tief ich mich vor ihm verbeugte, wenn er in ſeiner großen Perücke dem Gerichtshofe präſidirt. Zuweilen kommt es mir vor, als merke er etwas.“

„Was denn?“

„Daß ich und Maria gern einen Bund fürs Leben ſchlöſſen. Ich mache mir aber weiter keine Sorge darüber, wenn er es auch merkt. Ich ſtehe ſehr gut bei ihm. Den

letzten Sonntag, ehe wir unsere Rundreise antraten, lud er mich zu Tische. Abends gingen wir in die Kirche und ich nahm Maria unter meinen Schutz, während Sir William und Lady Leader vor uns her gingen."

„Wohlan, Frank, ich wünsche Dir den besten Erfolg. Ich bin überzeugt, daß Du kein anderes als ein hübsches und gutes Mädchen wählen wirst und —"

„Warte einen Augenblick, Mutter. Morgen Abend wirst Du den Richter treffen und dann kannst Du Dir ein Bild von Maria machen. Sie ist ihm außerordentlich ähnlich."

Wie alt ist sie, Frank?"

„Zweiundzwanzig Jahre. Sie wird ganz bestimmt die Meine. Ihr Vater war nicht von jeher der große Richter Leader, liebe Mutter, und er weiß das auch. Ebenso weiß er, daß jedermann einen Anfang machen muß, gerade so wie er und Mylady einen gehabt haben. Jahrelang, nachdem sie verheirathet waren, verdiente er jährlich keine fünfhundert Pfund, und davon mußten sie leben. Er scheut sich nicht, davon zu sprechen. Er erzählt mir und seinem Sohne sehr oft davon, wahrscheinlich um uns zu verstehen zu geben, wie der Mensch durch Geduld und Ausdauer sich mit der Zeit emporarbeiten kann. Ich bin überzeugt, Sir William Leader wird Dir gefallen."

Am nächstfolgenden Abend fand das große Gastmahl statt, welches der Obersheriff in Deoffam den Richtern gab, und bei dieser Gelegenheit sollte Jane den ehrwürdigen Richter kennen lernen.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Gastmahl des Obersheriffs.

William Halliburton fuhr seine Gattin am Nachmittag in der Pony-Chaise nach Deoffam. Sie wollten erst dort Toilette machen und nach dem Gastmahl auch dort übernachten.

Sie brachen ziemlich zeitig auf, und als sie an dem Pfarrhause von Deoffam vorbeifuhren, sahen sie zu ihrem Erstaunen Anna am Thore stehen und nach ihnen ausschauen. Sie war jetzt aber nicht mehr Anna Lynn, sondern Anna Gurney.

„William, dort steht Anna!" rief Mary. „Laß mich aussteigen."

William half ihr aus dem Wagen und sie plauderten eine Weile mit Anna. Dann fragte William, was er thun, ob er mit dem Wagen warten oder immer weiter nach der Villa fahren und Mary dann zu Fuße nachholen solle.

„Fahre immer vollends hin", sagte Mary, welche noch eine Weile bei Anna zu bleiben wünschte. „Aber, William",

setzte sie, während er wieder einstieg, hinzu, „laß meinen Koffer nicht etwa mit in den Stall bringen."

„Das wäre allerdings nicht übel!" lachte William.

„Der Koffer enthält meine ganze Toilette", sagte Mary erläuternd zu Anna. „Bist Du schon lange hier?"

„Seit einer Stunde, glaube ich", entgegnete Anna. „Mein Mann hatte ein paar Meilen weiterhin Geschäfte und fuhr mich hierher. Welch ein netter Garten dies ist! Sieh, ich habe Gar einige Blumen geraubt."

„Wo ist denn Mistreß Halliburton?" fragte Mary.

„Hannah Dobbs rief sie, um einen Streit in der Küche zu schlichten. Ich weiß, daß Hannah Dobbs das neue Küchenmädchen fürchterlich tyrannisirt."

„Aber nun erzähle mir von Dir selbst, Anna", sagte Mary, indem sie ihre Freundin auf eine Gartenbank niederzog. „Ich habe Dich seit Deiner Vermählung fast gar nicht gesehen. Wie gefällt es Dir, Deine eigene Herrin zu sein?"

„O, es ist wunderschön!" entgegnete Anna mit ihrem ganzen frühern kindlich natürlichen Wesen. „Was glaubst Du wohl, Mary? Charles läßt mich zu Hause ohne Haube sitzen!"

Mary lachte.

„Da wird Patience sich nicht wenig ärgern", fügte sie dann hinzu.

„Das ist allerdings wahr. Eines Tages kam sie, als wir gerade bei Tische saßen. Ich hatte auch nicht einen Zoll Haube auf dem Kopfe und Patience machte ein furchtbar mürrisches Gesicht. Sie sagte jedoch nichts, denn die

Diener warteten bei Tiſche auf. Als dieſelben aber das Zimmer verlaſſen hatten, ſagte ſie zu Charles, ſie müſſe ſich ſehr wundern, daß er ſo etwas erlaube. Ich ſei ſchon eitel und dünkelhaft genug und würde es dadurch noch mehr werden. Charles lächelte. Er aß gerade Nüſſe. Und was glaubſt Du wohl, was er antwortete? Er — doch nein, ich will es Dir lieber nicht ſagen", unterbrach ſich Anna, indem ſie ſich mit den Händen das Geſicht bedeckte.

„O ja, Anna, Du mußt es mir ſagen."

„Er ſagte zu Patience, er ſähe mich gern ohne Haube, und es läge für mich keine Nothwendigkeit vor, eine ſolche eher zu tragen, als bis ich Kinder hätte, die alt genug wären, um ſich nach meinem Beiſpiel zu richten."

Anna nahm, indem ſie dies ſagte, ihren Strohhut ab, und ihre Locken fielen, die erröthenden Wangen beſchattend, herab.

Mary fragte ſich, ob die Kinder auch ſo liebliche Züge haben würden wie ihre Mutter.

Nie war Anna ihr ſchöner erſchienen. Allerdings hatte ſie ſie auch niemals ſo gut gekleidet geſehen. Sie trug ein hellbraunes ſchweres Seidenkleid und einen weißen Shawl, der ein hübſches Sümmchen gekoſtet haben mußte.

„Ich würde an Deiner Stelle meine Locken ſtets ſehen laſſen, Anna", ſagte Mary. „Es kann doch nichts Unrechtes dabei ſein."

„Nein, etwas Unrechtes kann nicht dabei ſein, und Charles glaubt es auch nicht", antwortete ſie mit Nachdruck. „Mary", ſetzte ſie hinzu, indem ſie ihre Stimme zu einem Geflüſter herabſinken ließ, „ich wünſche ſehr, daß Charles

nicht mehr dieſe geraden langen Röcke trägt. Er ſchüttelt, wenn ich ihm dies ſage, allemal den Kopf und lacht, aber ich glaube, er wird meinen Wunſch endlich doch erfüllen."

Aus der Veränderung, welche Mary an Anna's Kleidung wahrnahm, zog ſie ganz denſelben Schluß, obſchon Anna's Kleider von dem altväteriſchen Schnitt immer noch genug beibehalten hatten, um ihre Secte zu verrathen.

„Wann wirſt Du einmal kommen, um einen Tag bei mir zuzubringen, wie Du verſprachſt?" fragte Anna.

„Sehr bald, wenn die Aſſiſen mit ihrem Lärm und Treiben vorüber ſind."

„Wie vergnügt werdet Ihr alle heute Abend ſein!"

„Wie ſteif willſt Du ſagen", entgegnete Mary. „Richter, Biſchöfe und Dekane bewirthen iſt mehr furchtbar als angenehm. Es iſt ein Staatsdiner heute Abend. Als ich meinen Papa heute Morgen ſprach, fragte ich ihn, ob die Hellebardiere ſich im Speiſezimmer aufſtellen würden."

Anna lachte.

„Sind Frank und Gar auch mit bei dem Gaſtmahl?" fragte ſie dann.

„Verſteht ſich. Der Oberſheriff kann doch kein Diner geben, wenn nicht ſein Kaplan neben Mama ſitzt, um das Tiſchgebet zu ſprechen", entgegnete Mary lachend.

William kam von der Villa zurück, und ſie blieben beinahe den ganzen noch übrigen Nachmittag beiſammen, während Jane ſie mit Thee regalirte.

Dieſer war kaum vorüber, als Mr. Gurney mit ſeiner Equipage vorgefahren kam. Es war ein großer, offener

Wagen, hinten mit einem Sitz für den Groom und mit sehr schönen Pferden bespannt.

Mr. Gurney trat auf einige Minuten ins Haus. Er war ein sehr angenehmer und auch schöner Mann von etwa vierzig Jahren.

Nachdem man sich eine Weile unterhalten, nahm er wieder Besitz von Anna, half ihr sorgfältig in den Wagen, nahm neben ihr Platz, ergriff die Zügel und fort rollte der Wagen.

William machte sich nun nebst Mary mit schnellen Schritten auf den Weg nach Sir Ashley's Villa. Die Entfernung betrug kaum zehn Minuten, aber es ward schon ziemlich dunkel. Henry Ashley begegnete ihnen bei ihrem Eintritt und begann sofort in seinem mürrischsten Tone:

„Wo bleibt Ihr denn, frage ich? Ich erwarte, William, daß Du den Nachmittag bei mir zubringst, die Mutter erwartet Mary, und es kommt weiter nichts an als ein Koffer voll Weiberplunder. Jetzt kommt Ihr endlich selbst, wo es beinahe Zeit ist, sich zu adonisiren."

„Wir waren in dem Pfarrhause, Henry", entgegnete Mary, „und ich glaube nicht, daß Mama mich vermißt hat. Anna Gurney war dort."

„Verwünscht wäre Anna Gurney, wenn sie uns auf diese Weise in unserm Zusammenleben stört! Ich wünschte William's Gesellschaft, und das ist genug. Glaubst Du, Du könntest, weil Du ihn zufällig geheirathet hast, ihn ganz und gar monopolisiren?"

Mary trat hinter ihren Bruder und schlang scherzend ihre Arme um seinen Hals.

„Wenn Du gut biſt, ſo werde ich Dir ihn dann und wann zuführen“, flüſterte ſie.

„Du träges, unaufmerkſames Mädchen! Die Mutter wünſchte, daß Du einige Treibhauspflanzen zum Schmucke der Tafel abſchnitteſt.“

„Wirklich? Das kann ich ja auch jetzt noch thun.“

„Da höre man nur! Sie will es jetzt thun, während es doch ſchon ſeit einer Stunde geſchehen iſt! William, ich gedenke heute Abend nicht, mich zu zeigen.“

„Warum nicht?“ fragte William.

„Ach, es iſt ſo läſtig, wenn man ſich noch einmal umkleiden ſoll, und meine Hüfte ſchmerzt mich wieder einmal recht ordentlich. Dazu kommt, daß Euer ſchmachvolles Ausbleiben mir die gute Laune verdorben hat“, antwortete Henry, das Regiſter ſeiner Beſchwerden vervollſtändigend. „Mich ſo zu vergeblichem Hoffen und Harren zu verdammen! Ich werde alſo nicht zum Vorſchein kommen. William muß meine Stelle mit vertreten.“

„Nein, nein, Du wirſt ſelbſt kommen“, entgegnete William. „Du weißt, daß es Deinem Vater ſehr unangenehm ſein würde, wenn Du wegbliebeſt.“

„Ihr ſprecht, als ob Ihr das größte Recht in den Händen hättet! Ihr fragt ja auch nicht darnach, ob mir etwas angenehm oder unangenehm iſt.“

William faßte ihn ſanft beim Arme und ſagte:

„Komm mit auf Dein Zimmer; ich will Dir beim Ankleiden behülflich ſein. Biſt Du dann einmal fertig, ſo kannſt Du es ja mit dem Erſcheinen immer noch halten, wie Du willſt.“

„Ihr behandelt mich gerade wie ein Kind“, murrte Henry. „Kommen die Richter denn in ihren Perücken?“

Mary brach in ein lautes Gelächter aus.

„Warum willſt Du das wiſſen?“ fragte ſie dann.

„Weil es dann gerathen ſein würde, jenen Glaskaſten mit den ausgeſtopften Eulen einſtweilen auf die Seite zu ſchaffen. Man könnte eine boshafte Stichelei darin ſehen.“

„Es brennt doch ein gutes Feuer in Deinem Zimmer, Henry?“ fragte William.

„Ich hoffe es wenigſtens. Wäre es nicht der Fall, ſo ſollte der Genius, welcher die Kaminfeuer des Hauſes zu beaufſichtigen hat, die Schwere meines Mißfallens zu fühlen bekommen.“

Mary ging, ihre Mutter aufzuſuchen. Dieſelbe war in ihrem Zimmer beim Ankleiden.

„Mein liebes Kind, wie ſpät Du kommſt!“ rief Miſtreß Aſhley.

„O, es iſt noch vollauf Zeit, Mama. Wir waren in dem Pfarrhauſe. Anna Gurney war dort. Henry ſagt, er fühle ſich nicht recht wohl.“

„Das ſagt er allemal, wenn William ihm nicht ſeinen Willen thut. Jetzt, wo Ihr da ſeid, wird ihm bald beſſer werden. Geh auf Dein Zimmer, Kind; ich werde Sarah zu Dir ſchicken.“

Mary war fertig und die Zofe verabſchiedet, ehe William von Henry loskommen und ſich ſelbſt ankleiden konnte. Mary trug ein weißes Seidenkleid, mit Smaragden verziert.

„Iſt's ſo gut, William?“ fragte ſie, als dieſer eintrat.

„Ob es ſo gut iſt?“ antwortete er, ſie von oben bis unten muſternd. „Nein, ſo iſt es noch nicht gut.“

„Nun, was fehlt mir denn noch?“ rief ſie, indem ſie ſich haſtig nach dem großen Spiegel herumwendete.

„Dies da!“ entgegnete er, indem er sie in seine Arme schloß und leidenschaftlich küßte. „Mein theures Weib, ohne dies wird Dir stets etwas fehlen.“

Es war, trotz aller Befürchtungen, welche Mary gehegt, durchaus kein furchtbares Gastmahl. Die ihrer wallenden Perücken und brennendrothen Gewänder entkleideten Richter sahen gerade so aus wie andere Menschen. Jane fand, wie Frank ihr vorausgesagt, Gefallen an Sir William Leader, und Mr. Keene war ein höchst gemüthlicher Mann, der auf einen guten Scherz und auf ein gutes Diner viel gab. Er schien Mistreß Mary Halliburton in ungewöhnlichem Grade zu bewundern, und es ließ sich nicht bezweifeln, daß er große Lust zu haben schien, während des Kaffees eine kleine Liebelei mit der jungen Frau anzuspinnen.

An dem einen Ende des Zimmers mit den Kaffeetassen in der Hand standen Sir William Leader, der Dekan von Helstonleigh, Mr. Ashley und sein Sohn. Sie sprachen von den Halliburtons. Sir William hatte einen großen Theil ihrer Geschichte von Frank gehört.

„Es ist wunderbar!“ bemerkte er, „daß junge Männer, die sich selbst haben bilden und ernähren müssen, es so weit gebracht haben.“

Selbst gebildet haben sie sich wenigstens nicht ausschließlich“, entgegnete der Dekan, „denn die beiden jüngern, der Jurist und der Theolog, besuchten die zu meiner Kathedrale gehörende lateinische Schule. Dennoch aber haben sie sich in hohem Grade selbst gebildet. Der älteste, der Schwiegersohn meines Freundes, hatte nach dem Tode seines Vaters keine einzige Lection mehr in den alten

Sprachen, trotzdem aber gibt es in der ganzen Grafschaft keinen bessern Kenner derselben, als er ist."

„Der Vater starb und hinterließ ihnen nur geringe Mittel", bemerkte Sir William.

„Er hinterließ ihnen gar keine Mittel, Sir William", berichtete Mr. Ashley. „Er hinterließ nichts, buchstäblich nichts als die Möbel des kleinen Hauses, welches sie gemiethet, außerdem aber noch einige kleine Schulden. Die arme Mistreß Halliburton begann sofort tüchtig zu arbeiten, und es gelang ihr nicht blos, ihre Kinder zu ernähren, sondern sie auch zu dem zu erziehen, als was wir sie jetzt sehen, zu edeldenkenden, ehrenwerthen, gebildeten Männern."

Der Richter richtete seinen Blick auf Jane. Sie saß in einer fernen Ecke des Zimmers auf einem Sopha und unterhielt sich mit dem Bischof. In dem schönen perlgrauen Kleide, welches sie schon auf William's Hochzeit getragen, sah sie jetzt so ruhig, so vornehm, so anziehend aus und nicht im mindesten wie eine Frau, welche durch ihrer Hände Arbeit das tägliche Brot hatte verdienen müssen.

„Ich habe durch Ihren Sohn Frank von ihr und ihrem hohen Werth gehört", sagte er mit Nachdruck. „Solch Mutter gibt es unter Tausenden kaum eine."

„Sagen Sie lieber unter Hunderttausenden, Sir William", mischte Henry Ashley sich ein. „Als ihre Söhne noch Knaben waren, hätte man sie durch keine Bestechung verleiten können, etwas Unrechtes zu thun. Weder Versuchung noch sonst etwas machte sie von dem Rechten abwendig, und wenn ich sie richtig kenne, so ist dies auch jetzt noch ganz ebenso der Fall."

Der Richter ging auf Jane zu und nahm den von dem Biſchof eben verlaſſenen Platz neben ihr ein.

„Miſtreß Halliburton“, ſagte er, „Sie müſſen ſtolz auf Ihre Söhne ſein.“

Jane lächelte.

„Allerdings bin ich in der letzten Zeit genöthigt geweſen, mir dieſe zu Mühe geben“, antwortete ſie.

„Dieſe Mühe!“ rief der Richter. „Ich wollte, ich hätte auch drei ſolche Söhne, ich wollte mir von Herzen gern die Mühe geben, auf ſie ſtolz zu ſein. Ich will damit nicht ſagen, daß ich mich über meine Söhne beklagen könnte, aber den Ihrigen kommen ſie auf keinen Fall gleich.“

„Glauben Sie, daß Frank ſeine Carrière machen werde?“ fragte Jane.

„Das läßt ſich jetzt ſchon nicht mehr bezweifeln. Er hat ſich auf ungewöhnlich raſche Weiſe herausgearbeitet, und ich würde durchaus nicht überraſcht ſein, ihn ſpäter einmal eine hohe Ehrenſtellung einnehmen zu ſehen.“

Wieder lächelte Jane.

„Er hat uns wenigſtens ſchon oft geſagt, er erwarte einmal als Lordkanzler das Staatsruder von England zu führen.“

Der Richter lachte.

„Ich habe niemals einen neubackenen Gerichtsadvocaten kennen gelernt, der ſich nicht dieſer Viſion hingegeben hätte“, ſagte er. „Auch mit mir ſelbſt war es der Fall. In der That aber, junge Männer wie Frank Halliburton gibt es nicht viele. Alſo Sir“, fuhr er fort — denn Frank ging in dieſem Augenblick vorüber und der Richter hielt ihn ſo-

fort fest — „wie ich höre, sehen Sie sich im Traume auf dem Wollsack sitzen."

„In die Ferne danach ausschauen ist kein Hochverrath, Sir William", entgegnete Frank sofort.

„Und was glauben Sie wohl, was Sie auf dem Wollsack thun würden, wenn Sie wirklich darauf zu sitzen kämen?" rief Sir William.

„Meine Pflicht, hoffe ich, Sir William. Wenigstens würde ich mich bemühen, sie zu thun."

Sir William ließ ihn mit freundlichem Kopfnicken los und Frank ging weiter.

Jane begann zu glauben, Frank's Traum — nicht in Bezug auf den Wollsack, wohl aber in Bezug auf Mary Leader — sei durchaus kein so sehr unwahrscheinlicher.

„Ich habe von Ihren frühern Kämpfen und Drangsalen gehört", sagte der Richter leise zu ihr. „Frank hat mir davon erzählt. Es ist mir unbegreiflich, woher Sie die unter so vielen Anfechtungen unumgänglich nothwendige Ausdauer genommen haben."

„Ich schöpfte sie aus einer einzigen Quelle, welche niemals versiegt", antwortete sie, „aus meinem Vertrauen auf Gott. Jahre lang, Sir William, während die Stürme der Armuth und des Mangels mich umtobten, hatte ich keine andere Hülfe und keinen andern Trost als diesen. Meinem Vertrauen auf Gott bin ich niemals untreu geworden."

„Und deshalb ist auch Gott Ihnen treu geblieben", bemerkte der Richter in leisem Tone.

„Ja, deshalb ist auch Gott mir treu geblieben und hat mir weiter geholfen. Ich wünsche", setzte sie mit innigem

Tone hinzu, „daß die ganze Welt derſelben großen Lehre theilhaftig werden könnte, welcher ich theilhaftig geworden bin. Ich bin — wenigſtens hoffe ich es — im Stande geweſen, ſie meinen Söhnen einzuprägen und habe mich bemüht, es ſchon von ihrer früheſten Kindheit an zu thun.“

„Frank ſoll Maria haben“, dachte der Richter bei ſich ſelbſt. „Dieſe Mutter und dieſe Söhne ſind eine brave Familie. Der junge Kaplan ſollte auch eine von meinen Töchtern bekommen, wenn er eine haben wollte.“

Woran dachte William, als er mit ſeiner ruhig heitern Stirn und ſeinem gedankenvollen Lächeln ein wenig beiſeite ſtand? Seine Gedanken ſchweiften in die Vergangenheit zurück. Jene längſt entſchwundene Nacht, die auf den Tag ſeines Eintritts in Mr. Aſhley's Fabrik folgte, war ihm jetzt wieder gegenwärtig und er erinnerte ſich, wie er ſich damals verzweiflungsvoll auf ſein Lager geworfen und ſeinen bittern Kummer ausgeweint. „Faſſe Muth, mein Sohn“, hatte damals ſeine Mutter zu ihm geſagt, „faſſe Muth, thue Deine Pflicht und vertraue blindlings auf Gott.“ Und als ſie wieder hinuntergegangen war und er endlich das Schluchzen ſeines Herzens ſtillen konnte, hatte er den Entſchluß gefaßt, zu thun, wie ſie ihm geſagt, wenigſtens zu verſuchen, es zu thun. Und er war niedergekniet und hatte Gott um ſeinen Beiſtand gebeten.

Und von dieſer Stunde an bis jetzt war William dieſem Vertrauen niemals untreu geworden. Er, ſeine Mutter und ſeine Brüder hatten Erfolge, große Erfolge errungen; aber ſei überzeugt, lieber Leſer, daß dieſelben nur in dieſem unerſchütterlichen Vertrauen auf Gott ihren

Grund hatten. O wenn doch — wie Jane soeben zu Sir William Leader gesagt — die ganze Welt die wunderbare hohe Wahrheit lernen könnte:

„Weil er seine Liebe auf mich gesetzt hat, darum will ich ihn erlösen; — ich will ihn aufrichten, denn er hat meinen Namen bekannt."

Ende

Bayerische Staatsbibliothek München

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Verlag von Voigt & Günther in Leipzig.

Vorräthig in allen Buchhandlungen:

Ein tiefes Geheimniß.

Roman

von

Wilkie Collins,

Verfasser von „Die Frau in Weiß".

Aus dem Englischen von A. Kretzschmar.

Autorisirte Ausgabe.

3 Bände. Geheftet, Preis 2 Thlr.

Die Frau in Weiss

von

Wilkie Collins.

Aus dem Englischen von **Marie Scott.**

Autorisirte Ausgabe.

Zweite Auflage.

4 Bände. Geheftet, Preis 3 Thlr.

Doctor Antonio.

Aus dem Englischen.

Autorisirte Ausgabe.

2 Bände.

Geheftet, Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Miriam

Oder:

Graf und Künstlerin.

Nach dem Englischen:

TRANSFORMATION

von

Nathaniel Hawthorne.

Deutsch von **Clara Marggraff.**

Autorisirte Ausgabe.

3 Bände. Geheftet, Preis 2 Thlr.

Der Lordmayor von London

Oder:

Leben in der City vor hundert Jahren.

Historischer Roman

von

W. Harrison Ainsworth.

Aus dem Englischen von A. Kretzschmar.

Autorisirte Ausgabe.

3 Bände. Geheftet, Preis 2 Thlr.

Ernst Adair.

Oder:

Des Lebens Silberfaden

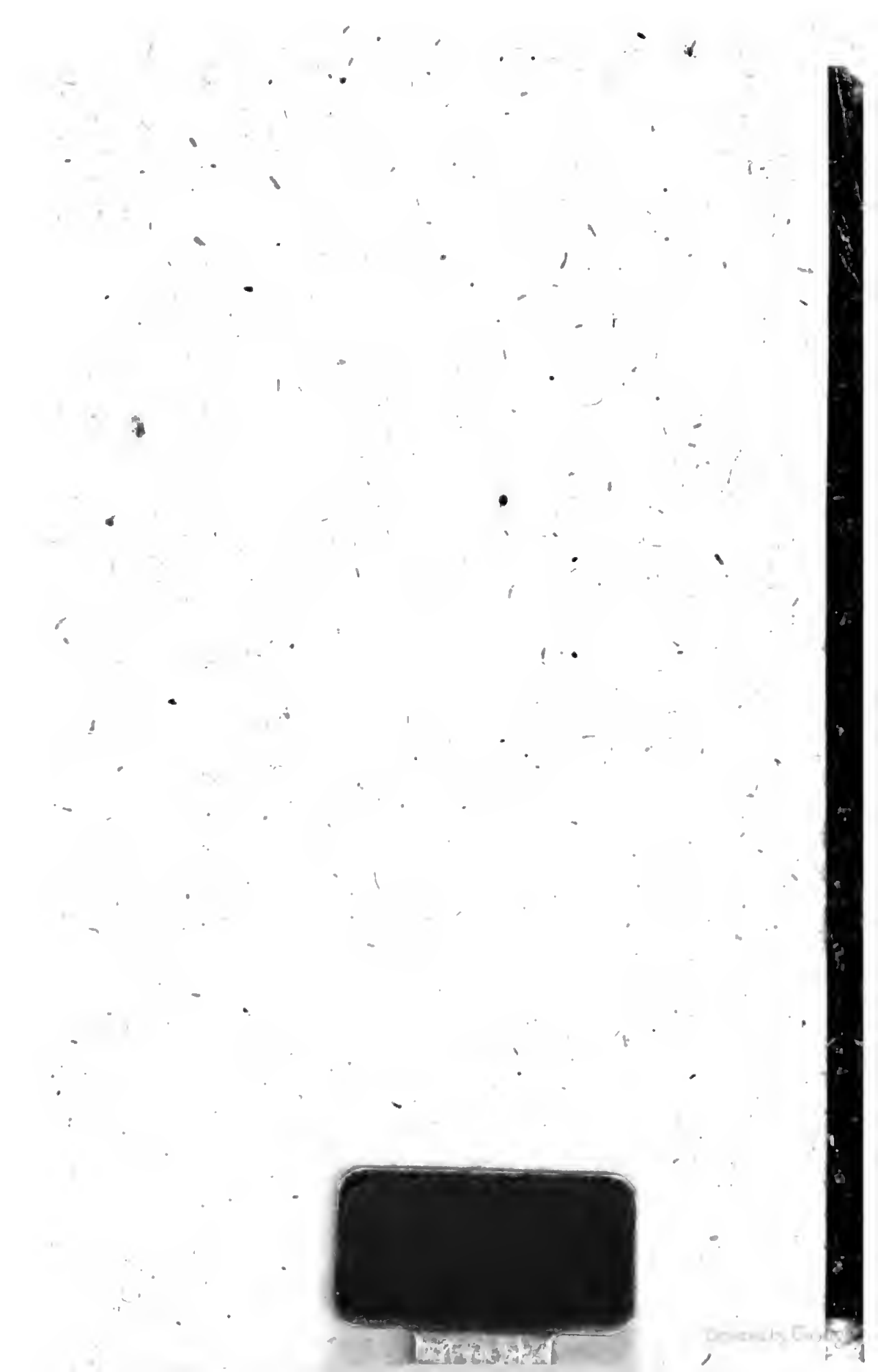
von

Shirley Brooks.

Aus dem Englischen

von

Marie Scott.

Autorisirte Ausgabe.

6 Bände. Geheftet, Preis 4 Thlr.